ILLUSTRIERTE
VÖLKERKUNDE
IN ZWEI BÄNDEN

Unter Mitwirkung von
Dr. A. Byhan, Professor Dr. A. Haberlandt,
Professor Dr. M. Haberlandt, Dr. R. Heine-Geldern,
Dr. W. Krickeberg, Dr. R. Lasch,
Professor Dr. W. Volz
herausgegeben
von

Dr. Georg Buschan

II
Zweiter Teil

Zweite und dritte, vollständig umgearbeitete
und wesentlich vermehrte Auflage

Stuttgart 1926
Verlegt von Strecker und Schröder

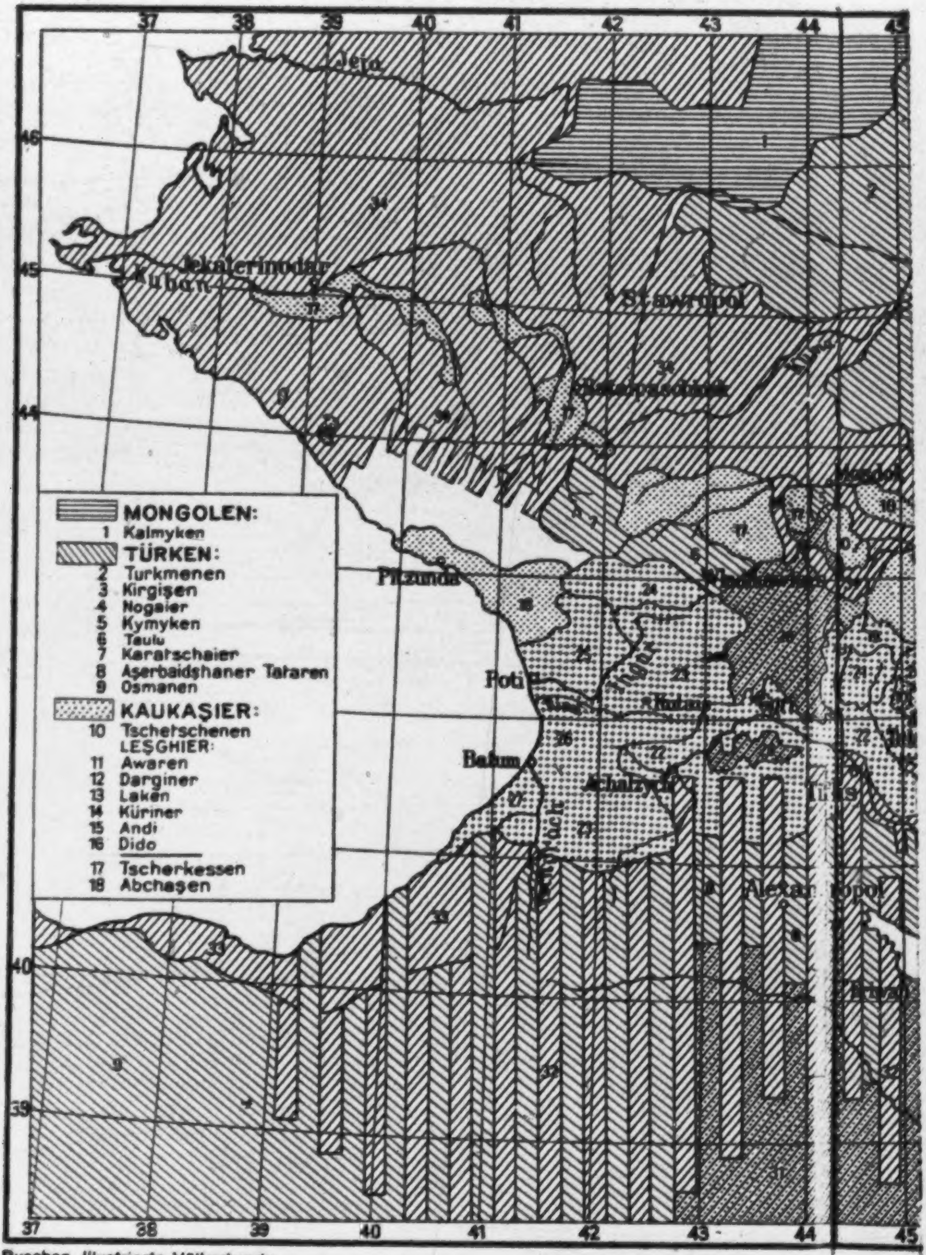
[TITLE PAGE]

2: Byhan RI3 Abkhaz

b) Die Tscherkessen und Abchasen

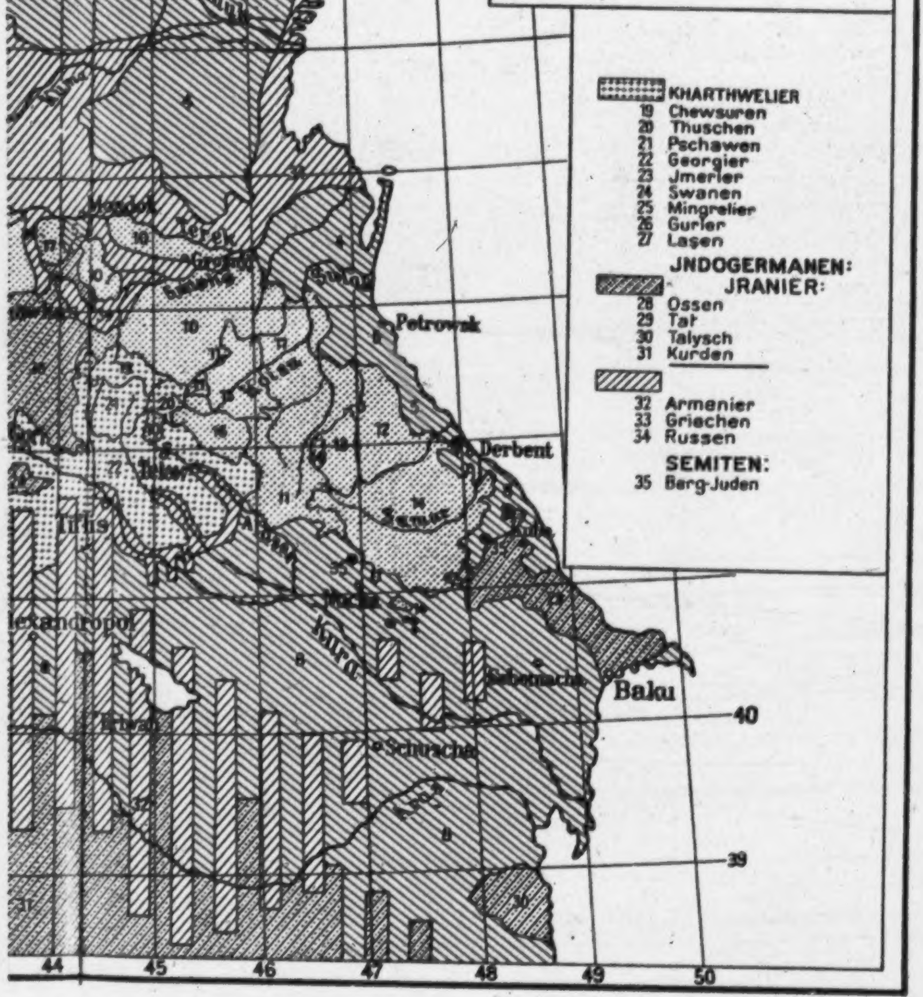
Die Tscherkessen werden von den lateinischen und griechischen Schriftstellern des Altertums Kerketai, Kerketioi, Kerketaioi, Syndyi, Zygoi, Zinchoi genannt; die Abchasen heißen bei Plinius (29 bis 70 n. Chr.) und Arrian (100 bis 160 n. Chr.) Apsilen, in georgischen Chroniken Ap'šili und Ap'sari. Abchasien war in den ersten Jahrhunderten n. Chr. von Georgien abhängig, darnach von Lasien; 786 wurde es selbständiges Königreich und von Bagrat III. (980 bis 1014) durch Heirat wieder mit Georgien vereinigt. Später machte es sich unter dem Geschlecht der Scherwaschidse wieder unabhängig, bis die Russen 1845 erst den südlichen Teil, Samursakhan, und 1863 das übrige Abchasien besetzten. Die Tscherkessen sollen früher das nördliche Vorland bis über die Kuma hinaus in Besitz gehabt haben, später aber durch die Tataren und

[p. 749]


MONGOLEN:
1 Kalmyken
TÜRKEN:
2 Turkmenen
3 Kirgisen
4 Nogaier
5 Kymyken
6 Taulu
7 Karatschaier
8 Aserbaidshaner Tataren
9 Osmanen
KAUKASIER:
10 Tschetschenen
LESGHIER:
11 Awaren
12 Darginer
13 Laken
14 Küriner
15 Andi
16 Dido
17 Tscherkessen
18 Abchasen
Jeja
Jekaterinodar
Kuban
Stawropol
Kuma
Pitzunda
Poti
Batum
Kutais
Achalzych
Alexandropol
Tiflis
Wladikawkas
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
44
40
39

Buschan, Illustrierte Völkerkunde

[p. 749 (A) - originally p. 672 (A)]


Völkerkarte
von
KAUKASIEN.
Entworfen von Dr. A. Byhan.
Gezeichnet von E. Monzert.
KHARTHWELIER
19 Chewsuren
20 Thuschen
21 Pschawen
22 Georgier
23 Jmerier
24 Swanen
25 Mingrelier
26 Gurier
27 Lasen
JNDOGERMANEN:
JRANIER:
28 Ossen
29 Tat
30 Talysch
31 Kurden
32 Armenier
33 Griechen
34 Russen
SEMITEN:
35 Berg-Juden
44
45
46
47
48
49
50
40
39
Mosdok
Terek
Grosnyi
Petrowsk
Derbent
Tiflis
Alasan
Samur
Kuba
Kura
Schemacha
Baku
Alexandropol
Eriwan
Schuscha
Araxes

Verlag von Strecker und Schröder, Stuttgart

[p. 749 (B) - originally p. 672 (B)]

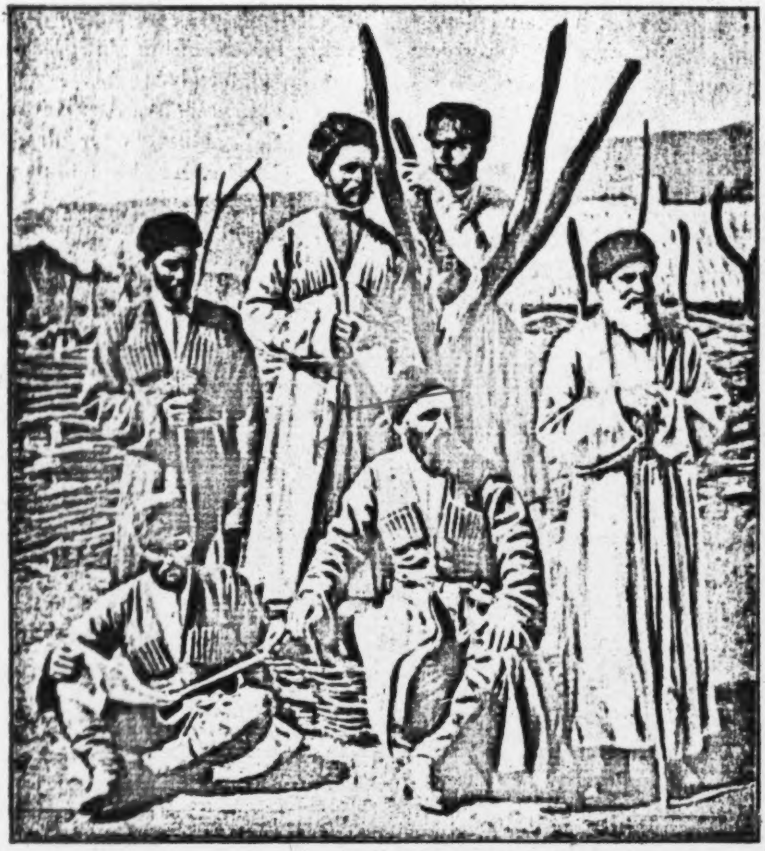


Abb. 441. Abchasen
(Nach Graf J. Zichy)

seit 1777 durch die Russen über den Terek, den Kuban und die Malka zurückgedrängt worden sein. Infolge des tatarischen Druckes waren im vierzehnten Jahrhundert die tscherkessischen Stämme, welche an der Küste des Schwarzen Meeres saßen, von da weggezogen und hatten sich zwischen den Nogaiern, den Karatschaiern und den Taulu in der Landschaft Kabarda eingeschoben, von der sie ihren heutigen Namen haben. Nach der Niederwerfung des Aufstandes im Daghestan und der endgültigen Besiegung der jahrzehntelang hartnäckig Widerstand leistenden Tscherkessen im Herbst 1864 wanderten die meisten, über vierhunderttausend, und mit ihnen zahlreiche Abchasen, unter ihnen der ganze Stamm der Ubychen, nach Kleinasien, Syrien und der Balkanhalbinsel aus.

Von Wuchs sind die Abchasen (s. Abb. 441) mittelgroß, kräftig gebaut und hager. Der Schädel ist etwas abgeflacht, die Nase kurz, gerade oder gewölbt, die Farbe des Gesichtes mattbraun, die der Augen, Haare und des Bartes dunkelbraun bis schwarz. Blaue Augen und helle Haare sind selten. Bei den südlichen Samursakhanern zeigt sich Mischung mit Georgiern (Mingreliern), sie sind höher und stärker gebaut und haben weichere Gesichtszüge.

Die Tscherkessen (s. Abb. 442) sind höher gewachsen als die Abchasen, schlank, haben breite Schultern und schmale Hüften. Der Schädel ist mittelgroß und birnenförmig, die Nase schmal und gerade. Das Gesicht länglichrund; Haare und Augen sind braun. Die Mädchen und jungen Frauen werden wegen ihrer Schönheit gerühmt.

Die Tscherkessen sind stolz, rachsüchtig, verschlagen, verwegen, kriegstüchtig, ausdauernde Reiter und Fußgänger, sichere Schützen und galten früher als arge Räuber. Die Abchasen sind ähnlich veranlagt, unterscheiden sich aber von jenen durch größere Reizbarkeit, Unbeständigkeit, Schwatzsucht, Höflichkeit und sind wie die Mingrelier als Diebe verrufen.

Die Abchasen bestehen jetzt aus vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Geschlechtern oder Gemeinschaften; als Stämme wurden früher genannt: die Ubychen zwischen Chamise und Schache, die Abadsechen zwischen Pschekups und Bjelaja, die Dschigethen zwischen Schache und Msymta, weiter südlich bis zum Bsyb die Bsubben, bis zum Kodor die eigentlichen Abchasen und in deren Hinterland die Tsebeldiner, bis zur Galisga die Abschawen und angrenzend an Mingrelien die Samursakhaner.

Tracht. Die Abchasinnen tragen tscherkessische oder jetzt gewöhnlich europäische Kleider (s. Abb. 443), die Männer den tscherkessischen Rock (s. Abb. 441); den Kopf lassen sie sich gewöhnlich kahl scheren.

Die tscherkessische Männertracht hat bei den Kosaken und

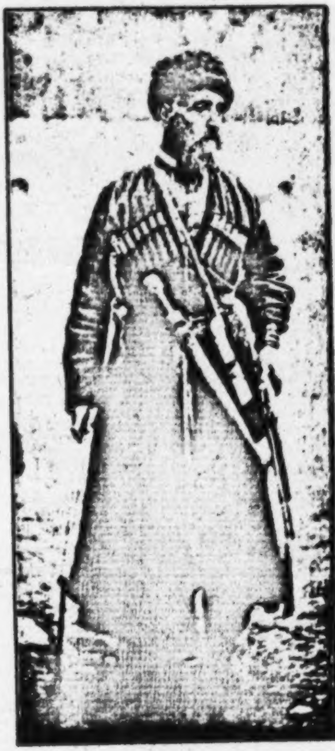


Abb. 442. Tscherkesse
(Nach R. v. Erckert)

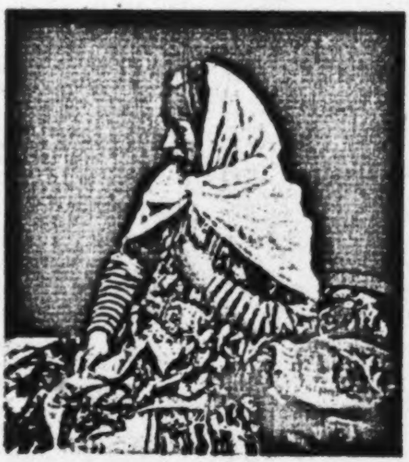


Abb. 443. Abchasin

in ganz Kaukasien bis zu den Unterlandsgeorgiern im Süden weite Verbreitung gefunden, und die Frauentracht ist von den benachbarten Abchasen, Karatschajern und Ossen übernommen worden. Die Männertracht (s. Abb. 442) setzt sich zusammen aus einem Hemd (jana) aus weißem Leinen oder rotem Taft, bauschigen Hosen, einem seidenen, gestickten Untergewand mit Kragen, einem an der Brust offenen, langen Überrock (tsié) aus schwarzem oder grauem Tuch mit Patronentäschchen (chazyr) auf der Brust, schmalem Gürtelriemen, ledernen Gamaschen, Sandalen aus Haut oder Lindenrinde, Mütze (papach) aus weißem oder schwarzem Schaffell (s. Abb. 444), dazu bei schlechtem Wetter einem schwarzen Mantel (tšauka, burka) aus Ziegen- und Schafwolle mit Kapuze (g'etapt), der so umgelegt wird, daß der rechte Arm frei bleibt. Die Haare scheren sie kurz ab bis auf einen geflochtenen Schopf (haidar). Am Gürtel tragen sie außer dem Haus einen Dolch (kama, s. Abb. 449), an einem Wehrgehänge den Säbel, dessen Klinge oft damaszener, chorassaner, ungarischer oder lesghischer Arbeit, und die oft mit Silber oder Gold auf schwarzem Grunde, wie auch der Beschlag des Pferdegeschirres und andere Teile der Bewaffnung eingelegt ist. Diese besteht weiter aus: Pistole (s. Abb. 450), Flinte mit achteckigem damaszierten Lauf, früher aus Bachtschi-Sarai in der Krim bezogen, in einem Futteral aus Fell, Leder oder Filz (s. Abb. 451, 1), Knute (s. Abb. 451, 8, 10). Früher gehörten außerdem noch dazu (s. Abb. 445) Panzerhemd (affé) mit Wattefütterung, Arm-

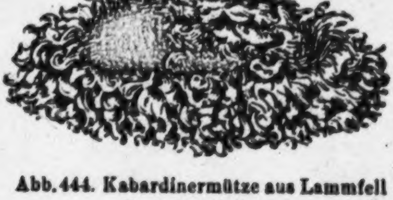


Abb. 444. Kabardinermütze aus Lammfell
(Nach Graf J. Zichy)

schienen (abchumbuch), Handschutz (ašteld), Helm (taš) oder Schädelhaube (kipʻa), Streitaxt, Wurfspeer mit Widerhaken, Bogen, Köcher und Pfeile. Als Fiederung der Pfeile durften nur die Edlen weiße Adlerfedern verwenden.

Die Teile der Frauentracht sind (s. Abb. 446): ein dünnes Hemd aus roter Seite (kanaús) mit weiten Ärmeln, darüber ein Untergewand aus gestreiftem Seidenzeug mit Ärmeln, die oben eng, unten weit und gefältelt sind, über dieses eine Schoßweste mit Gold- und Silberstickereien und Verschnürungen aus silbernen Kugeln und Platten, Hosen meist aus gelber Seide (bei Abchasenmädchen früher weiß, bei Frauen rot, bei Witwen blau), Ledergürtel mit silbernen und goldenen Beschlägen, Schuhe aus weichem Leder und gold- oder silbergestickte spitze Überschuhe mit dicken Sohlen und hohen Hacken, auf dem Kopfe eine 15 cm hohe kegelförmige Kappe aus Samt, die mit goldenen und silbernen Borten, Knöpfen, Platten und Kettchen reich verziert ist, endlich ein weißer, durchwirkter Schleier, der von der Kappe lang herabhängt. Der Zopf wird mit weißen Kattunstreifen durchflochten, die bis zu den Füßen herabhängen. Unter dem Hemd tragen die Mädchen beständig ein enges Leibchen aus Leder, das erst bei der Hochzeit abgenommen wird.

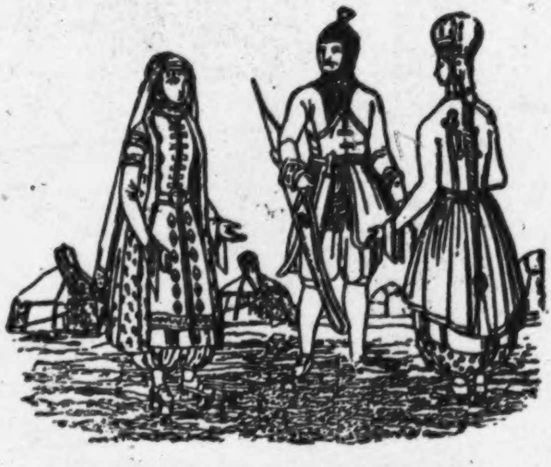


Abb. 445. Tscherkesse in voller Rüstung nebst Frau und Mädchen. Im Hintergrund Kuppelzelte
(Nach Spencer, 1837)

Wohnung Die Gehöfte der Abchasen liegen nicht dorfweise beieinander, sondern weitverstreut und in dem üppigen Baumwuchs der Gärten versteckt, in der Nähe einer Quelle oder eines Baches. Die neueren Wohnhäuser sind nach mingrelischer und imerischer

Weise aus Bohlen auf Pfählen errichtet. Die älteren Hütten sind die urtümlichsten aller kaukasischen Waldgebiete und ähneln den Hütten in den Sommerlagern makedonischer Hirten.

Das Haupthaus (p'ats'cha) ist viereckig, die Wände sind nur aus Zweigen geflochten und selbst im Winter selten mit Farnkraut belegt. Das flache oder schräge Strohdach wird von zwei schrägen, oben zusammenstoßenden Pfosten (amakrati-chkwa = Schere) an der Vordertür, einem Pfosten an der Rückwand und vier vom Hause etwa 30—60 cm abstehenden Eckpfosten gestützt. Der vordere Teil ist der Wohnraum, der hintere, abgeteilte, für Gäste und im Winter für das Vieh bestimmt. In der Mitte liegt der Herd; darüber hängt der Kessel und zuweilen eine sich nach oben stark verjüngende Esse. Daneben steht eine lange, breite Bank und an der einen Wand eine Pritsche aus Brettern, darauf die Betten und eine Truhe. In einem Winkel sind der Schleifstein, der Mörserstein, Körbe, Tröge, Geräte zur Hirse- und Maisverarbeitung, Milchkübel, Tassen und Löffel aus Holz und Horn, Kürbisflaschen u. a. untergebracht, und an den Wänden hängen Pferdegeschirre, Sättel, Waffen.

Eine andere Art (chkwatsu) entspricht in ihrem Zwecke gewissen Pfahlhütten in ostserbischen und ostmakedonischen Gehöften: es sind Schlafhütten für junge Ehepaare. Sie stehen im Hofe neben dem Haupthaus, sind rund, aus Haselruten geflochten, die Wände etwas nach innen geneigt. Das Dach ist kegelförmig und oben mit Weidenruten gebunden, die ganze Hütte mit Schilf, Farnkraut, Windhalm und ähnlichem gedeckt.

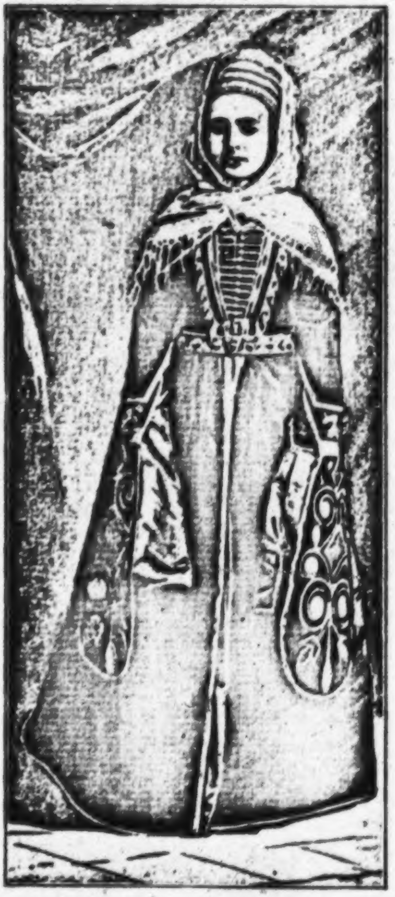


Abb. 446. Kabardinerin
(Nach Graf J. Zichy)

Im Hofe, der von einem Flechtzaun umgeben ist, befinden sich außerdem noch eine Sommerküche aus Flechtwerk, geflochtene Speicher auf Pfählen (vgl. Abb. 246, 247) zur Aufbewahrung der Maiskolben, ein Weinhaus mit der Kelter, Fässern, Körben für die Weinlese und ähnlichem. Letztere sind rund, unten spitz, ungefähr 60 cm hoch, 15 cm breit; oben ist ein großer Haken angebunden, um sie beim Abpflücken der Trauben an den Ästen der hohen Rebenbäume wie unsere Obstkörbe aufhängen zu können.

Auch die tscherkessischen Gehöfte liegen gruppenweise in Gehölzen von Eichen, Buchen, Ulmen, Elmen, Eschen, Birnen- und Zwetschgenbäumen versteckt. Das Wohnhaus ist aus Lehmziegeln oder lehmüberstrichenem Flechtwerk gebaut, das Satteldach mit Stroh gedeckt, das durch Stangen festgehalten wird, und ragt vorn oft wie bei den balkanischen und den Tatarenhütten in der Krim 1 bis 1¼ m vor. Die eine Seite des Hauses nimmt gewöhnlich der Stall ein, die andere die Wohnräume; zu ihnen führt je eine Tür auf der Längsseite. Die Inneneinrichtung ist wie die des abchasischen Hauses; die Herdstelle jedoch befindet sich hier an einer Außenmauer, die darüber hängende Esse aus Flechtwerk ist birnenförmig und ragt 1½ bis 2 m über das Dach hinaus. Im Hofe stehen außerdem ein größerer Winterstall für Schafe und Ziegen und der auf sechs mit flachen Steinen belegten Pfosten von 1¼ m

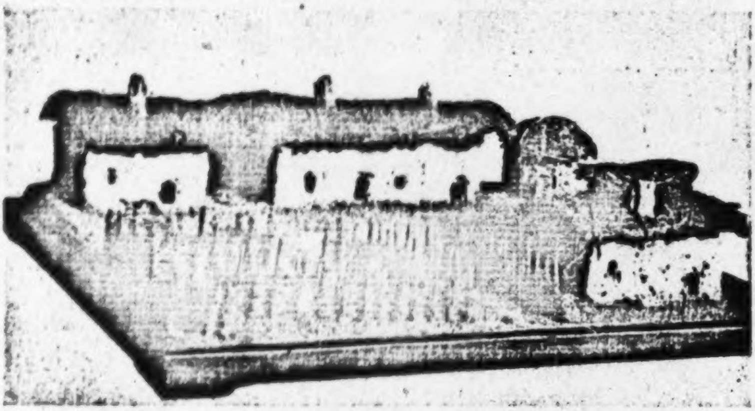


Abb. 447. Tscherkessisches Gehöft im Dorfe Biberd
(Modell im Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Höhe und auf vier von sechs kleineren Steinen gestützten Balken ruhende Speicher (s. Abb. 248), dessen Innenraum in vier Fächer für die verschiedenen Getreidearten geteilt ist; das Getreide wird sonst auch (wie in Albanien) in birnenförmigen, mit Heu ausgepolsterten, mit Brettern und Erde verschlossenen Gruben aufbewahrt. An den von einem Flechtzaun umhegten Hof schließen sich die eingefriedigten Felder an.

In früherer Zeit, als die Tscherkessen mit den Tataren und mit den Russen beständig im Kampfe lagen, schlossen sie sich enger zusammen. Die Häuser bildeten zu vierzig bis fünfzig einen Kreis, in dessen Mitte zur Nacht das Vieh und die Unbewaffneten untergebracht wurden. Etwa 15 m von den Häusern entfernt standen die Aborthütten. In der Landschaft Temirgoj (K'emirk'ehe) am mittleren Kuban waren die Dörfer mit einem doppelten Pfahlzaun von 3 m Höhe mit einer 1¼ m breiten Erdfüllung umgeben, in der Schießscharten ausgespart waren. Auf der Innenseite lief ein Dach aus Stroh oder Rohr herum, unter dem die Ackergeräte und das Vieh eingestellt wurden. Die enge Eingangspforte in die Verschanzung wurde mit Holzblöcken und zweirädrigen Wagen verrammelt. Die Schanzen, welche die Bauern auf ihren Feldern errichteten, waren ebenso angelegt, nur daß sie statt der Pfähle Flechtwerk hatten. Die Hirten bauten sich auf vier Pfählen ruhende Warttürme aus wagrecht aufeinander gelegten Balken von 8 m Höhe, die ebenfalls mit Schießscharten ausgestattet waren.

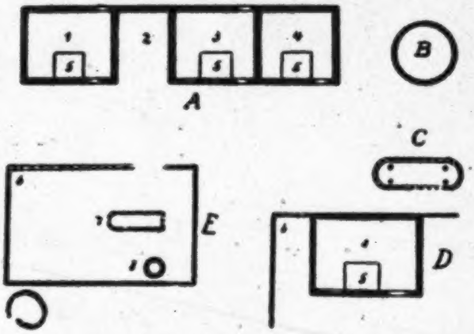


Abb. 448. Grundriß eines tscherkessischen Gehöftes im Dorfe Biberd. A Wohnhaus: 1, 3 und 4 Stuben mit (5) Herdstellen und Schornsteinen aus Weidengeflecht, 2 offene Halle; B kleiner geflochtener Stall mit Strohdach; C geflochtener Maisspeicher auf Pfählen; D Haus mit Herdstelle (5) und Schornstein, als Winterstall dienend, von einem Geflechtzaun (6) umgeben; E eingezäunter Viehhof mit Trögen (7 und 8)

Auf ihren Kriegs- und Raubzügen verwendeten die Tscherkessen auch Zelte, die sie wahrscheinlich von den benachbarten Tataren übernommen hatten. Die einfacheren bestanden aus zwei schrägen, oben zusammengebundenen Stangen, über die die Filzdecken gehängt wurden, und die Haltetaue befestigte man im Walde an irgendeiner Wurzel. Die besser ausgestatteten hatten die Bienenkorbform der tatarisch-mongolischen (Bd. II, 1, Abb. 231, 232); sie waren innen mit Binsenmatten behängt und mit Teppichen ausgelegt, hatten oben ein Rauchloch und vermutlich auch Scherengatter und festes Dachgerüst wie jene innerasiatischen.

Wirtschaftliches. Die Abchasen trieben bis vor kurzem vorwiegend Viehzucht, obwohl das Klima dafür ungünstig ist, und die Rinder z. B. deshalb klein sind. Die Hirten wanderten mit dem Vieh von Weide zu Weide und bauten sich ihre geflochtenen Hütten (s. o. S. 754), die sie mit sich nahmen, jeweils wieder auf. Jetzt scheint der Ackerbau zu überwiegen; die Hauptfrucht ist Mais, früher war es Kolbenhirse, weniger Weizen. Außerdem bauen sie Bohnen, Lein, Hanf, Baumwolle, Tabak (der in Suchum erzeugte gilt als der beste im Kaukasus), Reis, Klettergurken, Kürbisse, Melonen, viel Reben und Obst: Äpfel, Birnen, Pflaumen, Feigen, Kastanien, Granaten, Nüsse u. a. Beerensträucher wachsen an den Hängen in reicher Menge, deren Früchte werden aber wie in Georgien wirtschaftlich fast gar nicht verwendet.

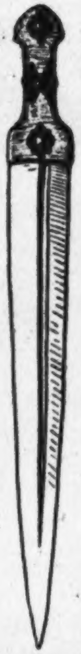


Abb. 449. Tscherkessischer Dolch mit grüngefärbtem Knochengriff und silbernen Beschlägen (1/3 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Die Kabardiner beschäftigen sich noch jetzt hauptsächlich mit der Zucht von Schafen, Ziegen, Rindern und von Pferden, die arabisches Blut in sich haben, höher als die abchasischen, stärker gebaut und wegen ihrer Schönheit und Zähigkeit bekannt sind. Die übrigen Tscherkessen sind mehr zum Ackerbau übergegangen, seit die Kämpfe mit den Russen aufgehört haben.

Das Land, das sie besäen wollen, schwenden sie, brennen das Gras wie auch auf den Weiden und Wiesen im Frühjahr ab, dann pflügen und eggen sie mit der Strauchegge (s. o. S. 686); mit Mist gedüngt wurde bis vor kurzem nicht. War das Land früher rings um ein Dorf ausgesaugt, so brachen sie die Hütten ab und ließen sich an einem anderen Orte nieder.

Während man das Getreide in der Wasser- oder Pferdemühle mahlt, wird Hirse mittels einer Anko (s. o. S. 693) und einer mit der Hand gedrehten Holzscheibe, wie sie auch in Finnland gebräuchlich ist, enthülst und von den Frauen mit einer Handmühle gemahlen.

Bienen werden hier ebenso wie in Abchasien viel gehalten.

Die Bienenkörbe gleichen den bei uns gebräuchlichen, sie sind aus Lindenrinde geschnitten oder aus Weidenreisern geflochten und mit Lehm und Kuhmist beschmiert. Als Regenschutz legt man ein dickes Strohgeflecht oben darauf.

Ausgeflogene Schwärme fängt man mit einem an einer Stange befestigten Rindenhut ein. Im Juli und August stellt man die Körbe in den Wäldern der Vorberge auf, sonst in der Nähe der Dörfer.

Den Frauen obliegen dieselben Verrichtungen wie bei den Bergvölkern, doch helfen bei den Abchasen die Männer auf dem Felde, im Obst- und Rebgarten und bei anderen Arbeiten mit. Die Frauen stellen u. a. auch Safianleder (tauš) her, aus dem Gürtel, Schuhe, Bettdecken u. a. gemacht werden. Die Männer schnitzen außer Gefäßen und Geräten schöne Löffel aus Holz und Horn, bauen Wagen (γkū) mit zwei Scheibenrädern, die aus einem Stück Holz gehauen sind, und deren Axe sich mitdreht (vgl. Abb. 416). Schießpulver stellten sie sich früher selber her, den dazu benötigten Salpeter (gin-chuš = Pulversalz) laugten sie aus Schafmist aus.

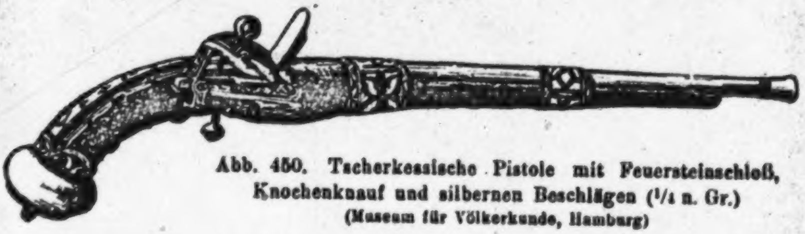


Abb. 450. Tscherkessische Pistole mit Feuersteinschloß, Knochenknauf und silbernen Beschlägen ($^1/_4$ n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Von Handwerkern gibt es fast nur Silber- und Eisenschmiede; erstere beschäftigten sich früher insbesondere mit der Ausschmückung von Waffen, letztere, von denen es in jedem Dorfe zwei bis drei gibt, verfertigen Dolchklingen, Sicheln, Pferdegebisse, Hufeisen u. ä. m. Bei den Abchasen gilt ihr Beruf als besonders ehrenvoll und geachtet (s. S. 769, vgl. Afrika).

Der Warenverkehr beruhte früher ausschließlich auf Tausch. Die Tscherkessen verhandelten vor dem Eindringen der Russen (Ende des achtzehnten Jahrhunderts) an die Ossen u. a. Salz, das sie auf großen, mit sechs bis acht Ochsen bespannten, zweirädrigen Wagen von den Salzseen am Kaspischen Meere zwischen Terek und Kuma holten. Von Erzeugnissen ihrer Wirtschaft verkauften sie hauptsächlich Wachs, Honig, Felle, Gewebe, Wettermäntel u. dgl. sowie Sklaven. Als Wertmesser für alle Waren diente Leinenzeug in Stücken von der Größe eines Hemdes.

Damals lagen die Männer, wenn sie nicht Krieg führten, vorzugsweise der Jagd und der Räuberei ob. Dabei pflegten sie, um von anderen Menschen nicht verstanden zu werden, und auch um das Wild zu täuschen, zwei Arten von Geheimsprachen zu gebrauchen; die Wörter der einen (šakobže) sind von der tscherkessischen ganz verschieden, bei den anderen (faršipse) wird nach jeder Silbe ein ri oder fe eingeschoben.

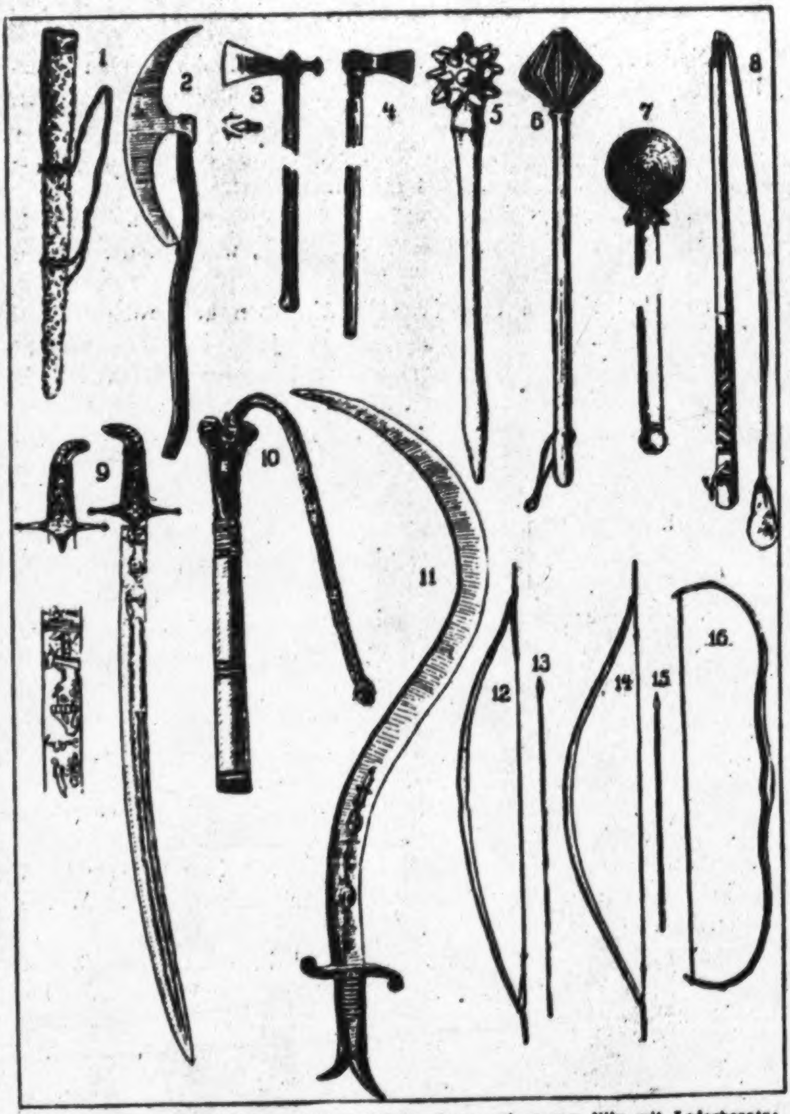


Abb. 451. Kaukasische Waffen: 1 Gewehrfutteral aus schwarzem Filz mit Lederbesatz; 2, 3, 4 Streitäxte mit eiserner Klinge und hölzernem Stiel; 5, 6, 7 Keulen mit Eisenköpfen; 8 Knute mit silberbeschlagenem Stiel; 9 Schwert mit georgischer Inschrift; 10 Knute mit geflochtenem Lederstrang; 11 Säbel (angeblich armenisch); 12, 14 Bogen mit Sehne aus gedrehter Hanfschnur; 13, 15 Pfeile mit Eisenspitze; 16 Bogen aus Horn und Knochen (türkischer Art) (1 1/20, 2 bis 4 1/10, 5 bis 10 1/7, 9 1/8, 12, 14, 16 1/16, 13, 15 1/12 n. Gr.)
(Nach Graf J. Zichy)

Nahrung. Die täglichen Gerichte der Abchasen sind Maisbrei (abysta), den man mit Käsestreifen statt der Löffel verzehrt, saure Milch, Hirse mit Käse (aölada) oder mit Milch und Käse (atšamuchkua) zubereitet. Im Winter essen sie öfters Fleisch, besonders das von Ziegen. Als Gewürze dienen wie überall roter Pfeffer, Knoblauch, bittere Kräuter. Für Festtage kochen die Frauen kegelförmige Brote (arvaša) in Milch, während der Fasten in Wasser.

Die Tscherkessen essen wie die Abchasen gern rohe Gurken mit Butter, Salz und rotem Pfeffer, gekochte junge Kürbisse, Möhren, wilden Spargel, Löwenzahn und andere Kräuter; auch viel Reis und dicken, steifen Brei (pasta), aus Weizenkörnern ohne Salz gekocht; früher wurde er mehr aus Hirse mit Hülsen (pasta) oder aus enthülster Hirse (hatlama) bereitet. Aus gemahlener Hirse buk man auch Fladenbrot (medžaga). Fleisch von Schafen und Rindern wird vielfach mit einer Tunke von saurer Milch und zerriebenem Knoblauch (tusluk) oder von Honig und Butter (fau'tgo) verzehrt. Saure Milch (škau), Quark und Käse ergänzen die tägliche Nahrung. Festspeisen sind: Spelznudeln mit zerschnittenen harten Eiern, Quark, saurer Milch, etwas Butter, Zwiebeln und Knoblauch (chinkal); in Butter gesottene Fladen aus Weizenmehl, Eiern und Milch (širaldama); kleine, mit Quark und Zwiebeln oder mit Honig gefüllte Kuchen aus gleichem Teige (haliva), getrocknete Äpfel, in Wein und Honig eingekochte Aprikosen und andere Früchte u. a.

Festgetränke sind: Schnaps (arka, fada fitsa = schwarzes F.), Meth (fada pliš = rote F.), Hirsebier (fada chuš = weiße F.), Honigwasser (fau'uš), gekochter Most mit Zusatz von Honig, Rosinen und Brombeersaft, Bier (šür), leichte und schwere Weine von wilden und zahmen Reben.

Gesellschaft und Familie. Wie bei anderen Bergvölkern (s. S. 732), so leiten auch bei den Abchasen der Hausvater (awn aihab) und die Hausmutter (awn aihab ap's) die Angelegenheiten der Sippe und vollziehen die Kulthandlungen. Eine eigenartige Sitte besteht bei ihnen: ein Erwachsener kann in eine andere Sippe gleichsam als Kind aufgenommen werden, wenn er der Hausmutter dreimal die Brust geküßt hat.

Bei den Tscherkessen waren bis 1866 ähnliche Stände vorhanden wie bei den Osseen: Fürsten (păi), Edelleute (work), die jenen im Kriege Gefolgschaft leisteten; von den Fürsten and Edelleuten freigelassene und dadurch selbst wieder Edle gewordene und Leibeigene (tšo'kötl). Diese letzteren waren entweder Bauern und durften nicht einzeln verkauft werden, oder sie waren Diener und wurden zuweilen freigelassen (begaulia). Die Bauern hatten für die Bedürfnisse und Verpflichtungen der Edlen und diese für die der Fürsten aufzukommen, erhielten aber ihrerseits von diesen Geschenke. In Streitfällen und bei wichtigen Anlässen berieten Fürsten, Edelleute und angesehene Bauern gemeinsam. In der Kabarda war dieses Feudalwesen am besten ausgebildet, und die Kabardiner waren in bezug auf Lebensart, Reitkunst, Kleidung, Waffen die Lehrmeister der Nachbarvölker. Bei den Tscherkessen herrschte ein ausgeprägter Adelsstolz, ihre Edelleute schätzten sich so hoch ein wie die Fürsten der Abchasen u. a. Deshalb wurde bei Heirat auf Ebenbürtigkeit der größte Wert gelegt; Söhne der Fürsten von leibeigenen Mädchen konnten nur durch Eheschließung mit Fürstinnen zu Fürsten, jedoch dritten Grades werden.

Von den Leibeigenen und Sklaven verkauften die Tscherkessen auch viele nach der Türkei, wo die Tscherkessinnen wegen ihrer Schönheit gesucht waren; niemals waren es jedoch Töchter von Fürsten oder Edelleuten, die stets nur durch Heirat und Brautgeld von Ebenbürtigen zu gewinnen waren, sondern außer eigenen Sklavinnen verhandelten sie Abchasinnen und Gefangene von den Kosaken und von feindlichen Völkern. Sklaven konnten die Freiheit durch Heirat mit einer Tscherkessin oder durch Annahme an Kindesstatt erlangen; diese wurde dadurch vollzogen, daß der Sklave, wie oben erwähnt, an der Brust der betreffenden Ehefrau in Gegenwart des Sippenältesten saugte (vgl. S. 807).

Ehe. Bei den Abchasen pflegten noch vor fünfzig Jahren die jungen Männer ein ebenbürtiges Mädchen, das sie zur Frau begehrten, in Begleitung von Freunden zu rauben. Heute geschieht die Entführung im Einverständnis mit dem Mädchen oder deren Eltern, gewöhnlich aber wirbt der Freier durch Vermittler (dade) oder Freiwerberinnen und zahlt, abgesehen von gegenseitigen Geschenken, einen Kaufpreis. Eine Zurückweisung des Antrages hat Entführung oder Verfeindung der Sippen zur Folge.

Nach dem Verlobungsschmaus bleibt der Bräutigam drei Tage im Hause der Braut oder in der Nähe, darf aber nicht mit deren Angehörigen zusammen essen und nicht sein Gesicht zeigen, das er mit der Kapuze seines Mantels verhüllt. Die Braut weilt nun einige Zeit in einer besonderen Hütte (amhara), worauf ein Schmaus veranstaltet und sie vom Hausvater gesegnet wird; dasselbe wird dem Bräutigam bei der Rückkehr in das Haus seines Vaters zuteil (ap'chašarche = Entfernung der Scham). Die Bräuche bei der Hochzeit, die nach Vollendung der Aussteuer stattfindet, sind fast die gleichen wie bei den Ossen (s. S. 808). Die junge Frau wohnt danach weiter in der erwähnten kleinen Hütte und darf mit niemand sprechen. Die Eltern des Mannes dürfen die jungen Eheleute mehrere Jahre lang nicht zusammen besuchen, niemals beide gemeinsam mit ihnen essen. Der Mann darf den Namen seiner Frau, diese den ihres Mannes und die seiner Verwandten nie anderen gegenüber aussprechen.

Auch bei den Tscherkessen kommt Mädchenraub nur noch selten vor, die Braut wird für Geld und Vieh erworben. Die Männer heiraten im fünfzehnten bis fünfundzwanzigsten, Mädchen zwischen zwölf und sechzehn Jahren. Bei der Freite (nakech) vollzieht der Priester (mollah) wie bei den mohammedanischen Abchasen nach Abschluß des Kaufes den Ehevertrag, wobei er die Hände der Vertreter der Brautleute zusammenlegt. Etwa zwei Monate danach wird der Kaufpreis übergeben, und bald darauf finden die zwei bis drei Wochen dauernden Hochzeitsfeierlichkeiten statt, mit denen einige eigenartige Bräuche verknüpft sind, die sich in der Kabarda am besten erhalten haben.

So hängt mit früherem Raub und Verteidigung durch die Sippe der Brauch zusammen, daß nach Ankunft der Braut ihre berittenen Begleiter sich mit ihren Knuten gegen die Burschen wehren, die vor dem Hause stehen und sie mit Stangen vom Pferd stoßen wollen, bis es ihnen gelingt, über den Zaun zu springen und ins Haus einzudringen.

Der Bräutigam wird für die Hochzeitstage als „Pflegesohn“ (kan) von einer anderen Sippe aufgenommen und ihm daraus ein Begleiter (ätso-kot) seines Alters beigegeben, der für ihn sorgt, ihn verbirgt, da er bis zur „Versöhnung“ (s. u.) nicht von älteren Männern angetroffen werden darf, der nachts in seiner Nähe wacht und tagsüber mit ihm auf den Bergweiden umherreitet; hier schenkt er ihm Vieh (änga = zum Braten), das er seinen Angehörigen und seinen „Pflegeeltern“ gibt. Am Hochzeitstage bringt der Begleiter ihn um Mitternacht zur Braut, die jenem gegenüber gleichwie vor einem Bruder keine Scheu zeigt; diese wird dann von der Brautschwester allein gelassen, und der Begleiter bleibt als Wächter bis zum Morgen in ihrer Nähe.

In der ersten Nacht kleidet der junge Mann seine Braut aus, nimmt ihr Schleier, Kopfputz, Oberkleider, Schuhe und vor allem das enge, rotlederne Leibchen ab, das er nicht aufschneiden, sondern dessen Verschnürung an der Vorderseite er sorgfältig aufknüpfen muß; er schenkt es am Morgen dem Begleiter und dieser es wieder einer seiner Schwestern. Auch in der zweiten und dritten Nacht zieht er seine Frau noch aus; erst in der vierten Nacht entkleidet diese umgekehrt ihren Mann und darf, was ihr vorher nicht erlaubt war, nun mit ihm sprechen.

Eine Woche danach erfolgt die „Einführung“ (unaiše) der Frau in das Sippenhaus durch die anderen Frauen; böse Geister werden dabei durch Schießen und Schreien abgewehrt, und die Frau selbst ist verhüllt und geht auf Stelzschuhen. Über das Fell eines frisch geschlachteten Schafes schreitet sie ins Haus, wo sie ohne Verhüllung an die Wand gestellt und ihr eine süße Speise aus

Schaffett oder Butter und Honig (urtsetl) in den Mund gesteckt wird, damit ihr das neue Leben süß werde (vgl. S. 808).

Einige Tage später bei der „Versöhnung“ des Mannes stellen sich abends die Eltern, die jungen Mädchen und die älteren Männer voneinander gesondert in seinem Hause auf. Ein Greis ruft ihn, nachdem er von seinen Freunden aus seinem Versteck vor die Türe geleitet worden war, reicht ihm eine Schale mit Honig gesüßten Bieres, wobei er ihm sagt, daß er sich nicht zu verbergen brauche, daß er kein Unrecht getan, sondern ihnen Freude bereitet habe und sich deshalb versöhnen solle. Seine Freunde schmausen dann und trinken Bier, und am zweitfolgenden Tag verzehren die Frauen und Mädchen gebratene und gekochte Hühner, die die Burschen tags zuvor in den einzelnen Gehöften eingesammelt hatten.

Nach zwei Tagen feiern die Burschen das „Drehen der Schüssel“ (kinak-gagerös): einige von ihnen stellen sich jeweils um eine mit Bier gefüllte Schale; diese wird herumgedreht, und der Bursche, auf den beim Stillstehen der Griff der Schale zeigt, muß sie leeren. Am selben Abend endlich tanzen die alten Männer bei den jungen Eheleuten, wobei ein Geiger (pšinato) aufspielt, und einige junge Mädchen und Burschen bedienen; ein fahrender Spielmann (gegwako) trägt unter Begleitung der zweisaitigen Geige (s. S. 779) Glückwunschgesänge und Scherzlieder vor.

Vielweiberei ist bei den mohammedanischen Abchasen und Tscherkessen zulässig — bei diesen war sie es auch im sechzehnten Jahrhundert, als sie noch Christen waren —, doch haben sie fast alle nur eine Frau. Sie wohnt zwar in einem Teile des Hauses für sich, wo sie der Mann nachts heimlich aufsucht, doch ist sie freier und geachteter als sonst im Morgenland (vgl. S. 709 und 732). Ihre Anwesenheit verhindert Totschlag und Blutrache, und der Verfolgte findet bei ihr Schutz (s. S. 771).

Der Tscherkesse kann sich von seiner Frau im Beisein von Zeugen lossagen und wieder heiraten, wenn er ihren Eltern den Kaufpreis beläßt. Wenn er sie nur zurückgeschickt und binnen zwei Jahren nicht wiedergeholt hat, gehen ihr Vater oder einer ihrer Angehörigen zu ihm, um sich über die Scheidung zu einigen; darauf darf auch die Frau wieder heiraten.

Beging eine Tscherkessin Ehebruch, so ließ ihr in früherer Zeit der Mann das Haar abscheren, schnitt ihr die Ärmel ab, kerbte ihr die Ohren ein und schickte sie zu Pferd zu ihrem Vater zurück, der sie verkaufte oder umbrachte. Dasselbe Schicksal erlitt die Braut, wenn sie vom Mann nicht als Jungfrau befunden ward; er erhielt dann das Kaufgeld zurück.

Kindererziehung. Die abchasischen und tscherkessischen Edelleute und Fürsten erziehen ihre Kinder nicht selbst. Jene vertrauten sie früher in ihrem dritten oder vierten Jahre einem anderen Edelmann oder einem Bauern an, der nichts für seine Mühe erhielt als nur den besten Teil der Beute, die sein Zögling, wenn er herangewachsen war, heimbrachte.

Fürstliche Tscherkessenkinder werden bald nach der Geburt, vor der sich der Vater auf einige Tage vom Hause entfernt, einer Pflegerin (anadzdzej) und einem Pflegevater (abadzdzej) samt Wiege, Wäsche, Kleidern, Waschkessel, einem Büffel, Kuh u. a. übergeben. Nach zwei bis drei Jahren bringen sie ihren Pflegling (achupʻa) zusammen mit Geschenken an Vieh und Nahrungsmitteln den Eltern, die sie ehren und ihrerseits reich beschenken. Nach erlangter Volljährigkeit gibt ihn der Pflegevater seinen Eltern zurück, die diesen mit Vieh, Waffen und Geld beschenken und gleich wie einen nahen Verwandten in Ehren halten. Stirbt der Pflegling vorher, bestattet er ihn, wie es die Sitte gebietet, hält die Gedächtnisfeiern, bringt Opfer usw.; verwaist sein Zögling, kauft er ihm auch eine Braut oder veranlaßt ihn, sich eine zu rauben.

Die Erziehung bezweckt, dem Knaben Lebensart, Ausdauer, Mut, Tapferkeit, Gewandtheit im Reiten, Fechten, Schießen, früher auch die Handhabung des Bogens und Geschick beim Rauben beizubringen. Der Zögling seinerseits muß seinen Pflegeeltern beistehen, Verlorenes suchen, sie gegen Raub und Beleidigung schützen, nötigenfalls mit Hilfe seiner eigenen Eltern. Stirbt der Pflegevater oder die Pflegemutter oder ein Kind von ihnen, so beschafft er den Sarg, leitet die Bestattungs- und Gedenkfeiern und hält die Trauervorschriften ein. Die Söhne des Pflegevaters sind seine ergebenen Freunde; heiratet einer, gibt er der Braut reiche Geschenke, oder wenn jener ein Mädchen geraubt hat, nimmt er es unter seine Obhut, und niemand wird sich an ihm als Fürstensohn darum vergreifen.

Adelige Mädchen werden ebenfalls Zieheltern übergeben, die sie in den weiblichen Handfertigkeiten unterrichten, zu Sittsamkeit, Gehorsam und ähnlichem anhalten. Im siebenten oder zehnten Jahre wird ihnen das lederne Schnürleibchen angelegt (s. o. S. 762).

Die Kinder von Christen werden zuweilen getauft und ihnen ein christlicher Name gegeben, aber als Rufname ist wie bei den Ossen der bei der Geburt gewählte einheimische üblich — bei den Mohammedanern auch viele tatarische, bzw. arabische. Solche sind z. B. Goinuqua (= Fellsohn), Keltšuqua (= Wollensohn), Koituqua

(= umgekehrter Sohn), Meiremaqua (= Freitagssohn), T'a'ašine (= Gotteslamm), T'agelak (= Gottesfurcht), 'Adzug (= junger Hund), Togdžuqua (= Sohn eines Fetten); Temir (= Eisen), Petak (= Zweig), Košbaš (= Doppelkopf) und ähnliche. Weibliche: Džennet (= Seligkeit), Devlet-chan, Tatema, Kistaman, Tepsike, Gošop'o churaja (= runde Fürstentochter) usw.

Tod. Wenn in Abchasien jemand vom Blitz erschlagen ist, wird er in einen Sarg gelegt und dieser an einem Baum aufgehängt (wie im alten Lasistan, s. o. S. 671, in Sibirien u. a. O.), bis die Leiche vollständig verwest ist; die Knochen werden dann begraben.

Im sechzehnten Jahrhundert pflegten die Tscherkessen die Leiche eines Edelmanns, nachdem sie die Eingeweide herausgenommen hatten, eine Woche lang, auf einem hohen hölzernen Bettgestell sitzend, auf dem Felde auszustellen. Daneben standen die beiden nächsten Angehörigen und auf dem Bett ein Mädchen, das mit einem auf einen Pfeil gesteckten Seidentuche die Fliegen abwehrte, während die erste seiner Frauen zu seinen Häupten saß, ohne zu weinen. Danach wurde die Leiche mit Kleidern und Waffen in einem gespaltenen und ausgehöhlten Baumstamme zusammen mit einem Teile der Geschenke: silbernen Schalen, Bogen, Pfeilen u. a., die Verwandten, Freunde und Leibeigene gebracht hatten, gelegt und am Begräbnisort auf die Erde gesetzt; darüber wurde ein Hügel gewölbt, der um so höher war, je mehr Ansehen der Verstorbene genossen hatte. Als Totenopfer brachte man dabei die Unschuld eines Mädchens von zwölf bis vierzehn Jahren dar, die ihr, auf einer Ochsenhaut liegend, die Burschen mit Gewalt zu nehmen suchten. Nach der Bestattung führte ein Diener an mehreren Tagen das aufgezäumte Roß des Toten zum Grabe und rief ihn dreimal zum Essen.

Jetzt setzt man Verstorbene unter Mitwirkung eines christlichen, bzw. mohammedanischen Geistlichen (mullah) bei. Die Totenklage am Sarge und bei den Kleidern und Waffen des Verstorbenen, der Leichenschmaus u. a. gleichen den chewsurischen (s. S. 737f.); nur knien hier am Sarge auch Klagemänner. Während die Leiche zum Grabe getragen wird, wirft man ein Seil über das Dach und zieht es hin und her, um zu prüfen, ob das Haus, das durch den Weggang des Verstorbenen erschüttert ist, noch standhält (so auch in Mingrelien). Ins Grab warfen die Tscherkessen früher das rechte Ohr seines Pferdes, nachdem sie zuvor dem Toten die Zügel in die Hand gegeben und es dreimal ums Grab geführt hatten (vgl. S. 811). Die Mutter, die Frau und die Pflegerin trauern vierzig Tage hindurch morgens und abends am Grabe, und ebenso lange oder auch während eines ganzen Jahres stellt man bei den Mahlzeiten Speisen für den Verstorbenen auf den Tisch. Am vierzigsten Tage findet die erste, im zweiten Jahre, gewöhnlich im Herbst, die zweite Gedächtnisfeier statt. Am Vorabend dieser letzteren (ap'ѕ-chuvra = Zuteilung an die Seele) stellt man die Kleider und das Pferd mit dem Sattel und den Waffen des Verstorbenen aus, trauert im Hause und am Grabe und schlachtet Opfertiere. Ein Zug von Dorfgenossen in Trauerkleidern und barfuß bringt Vieh und Nahrungsmittel herbei; unter ihnen tragen ein Mann auf einem astförmigen Leuchter und die Ochsen auf den Hörnern brennende Kerzen. Am Tage darauf wird auf einem Felde das Roß des Toten dreimal im Kreise herumgeführt, und ihm folgen die Angehörigen in Trauerkleidung und wehklagend; danach ist die Seele des Toten, die bis dahin noch zeitweilig unsichtbar bei ihnen weilte, endgültig von der Erde verschwunden. Nach dem Gedächtnisschmaus halten die Burschen und Männer Redeübungen, Preisschießen und Wettrennen ab wie bei den Chewsuren (s. S. 738 und unten S. 773).

Die Begräbnisplätze, welche die Gräber je einer Sippe umfassen, liegen meist auf Erhöhungen und sind eingezäunt. Über den mit Brettern ausgeschlagenen Gräbern werden — abweichend von der sonstigen Bauweise — Häuschen aus Bohlen und mit Schindeldächern errichtet und Obstbäume daneben gepflanzt.

Auch bei den Abchasen herrscht der Glaube, daß die Seelen der Toten dieselben Bedürfnisse haben wie die Lebenden, deshalb baut man solche Grabhäuser, legt Melonen- und Gurkenschnitte auf die Gräber, stellt ein Jahr lang nach dem Tode bei den Mahlzeiten Speisen mit für sie auf den Tisch. Beim zweiten Gedächtnisfest legt der Hausvater einen mit Wein übergossenen Hirsekloß und Stücke vom Herzen und von der Leber des Opfertieres auf den Hof. Wenn die Seelen vernachlässigt werden, kommen sie nachts ans Haus und pfeifen, dann gibt man ihnen Speisen und Wein hinaus. Wenn die Seelen, die „Äußeren“, erzürnt sind, verursachen sie bei Vieh und Menschen Schwäche und Krankheit. Dann sucht man durch Gebet und Opfer von Fleisch und saurer Milch, die auf ein Tuch unter einem Schutzdach und daneben Kleider, bei weiblichen Seelen auch Schmucksachen gelegt werden, die Toten (angip'ѕngis) zu versöhnen und erbittet von ihnen für den danebenstehenden Kranken Heilung, wobei man ihm zur „Befreiung“ (azati) über den Rücken streicht.

Wenn einer ertrunken und seine Leiche bestattet ist, meint man, daß seine Seele im Wasser geblieben sei und herausgeholt werden müsse. Dazu hängt man einen ledernen Quersack an einer Seidenschnur über den betreffenden Fluß, und am Ufer stehen Männer und Frauen, singen und spielen Harfe, um die Seele in den Sack zu locken. Sobald die Seele hineingeschlüpft ist, springt ein Mann ins Wasser und bindet den Sack zu; dann bringt er ihn zum Grabe und läßt die Seele durch ein Loch zu ihrem Körper hinein.

Glaubensanschauungen und -bräuche. Das Christentum soll nach der georgischen Chronik Wachtangs V. schon 40 n. Chr. nach Abchasien gebracht worden sein, fand aber offenbar keinen günstigen Boden, denn erst zur Zeit der byzantinischen Besetzung der Küstenstädte wird von erfolgreicher Ausbreitung berichtet. Kaiser Justinian ließ eine große Kirche zu Bitschwinta (Pitzunda) errichten, wo dann auch der abchasische Katholikos und der georgische Statthalter ihren Sitz hatten. Durch die Tataren wurden Ende des siebzehnten Jahrhunderts die meisten Abchasen zur Annahme des Islams veranlaßt, und nur die Samursakaner blieben dem Christentum treu, aber die zahlreichen Ruinen von Kirchen und Klöstern gelten ihnen als heilige Orte, wohin sie wallfahrten, und bei denen sie schwören. Auch einige Bräuche dürften christlichen Ursprungs sein: Verwendung von Wachskerzen und Weihrauch, bunte Ostereier, Ehrfurcht vor dem Kreuzzeichen, Fasten, Essen von Schweinefleisch u. dgl. Die Tscherkessen, in deren Lande wenige Kirchenreste zu finden sind, vertauschten das Christentum später als die Abchasen mit dem Islam; die Kabardiner traten gegen Mitte und die übrigen unter türkischer Einwirkung gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts dazu über. Jedoch haben beide Religionen ebensowenig wie bei den Gebirgsgeorgiern tiefgehenden Einfluß ausgeübt, die alteinheimischen Anschauungen und Gebräuche sind nie aufgegeben worden.

Die Götterwelt der Abchasen hat große Ähnlichkeit mit der der Ossen (s. S. 815f.). Ein oberster Gott (Anzar ms) ist Herr über Gutes und Böses. Die Hämmerer (Ašatsatšap'atsa) entscheiden über das Schicksal Neugeborener und schreiben es ihm auf die Stirn (lachintsara). Von Naturgöttern verehren sie die Schutzherren des Viehes (Aït'ar), der Ziegen (Džabran), des Jagdwildes (Ažvepša), der Erde (Adabna), des Regenbogens (Atsakwa); die Herrin des Wassers (Dzlan dzahwas'), des Windes (P'šarn'a), der Saaten (Džadža und Anap'anga), der Hunde (Ališkantra), der Bienen (Ananagund) u. a. Ebenso wie die Ossen kennen sie einen Schutzherrn der Räuber (Eirig-ätsnych oder Tšuguruchnych) und einen der Schmiede (Šjošu). Letztere, die sehr häufig angerufen werden, dürften manistischer Art, aus dem Seelenglauben entsprossen sein, wie auch der Schutzgeist des Herdes (Aša'ara), die Muttergöttin (Anana'a) und die „Äußeren“ (adnqa) (s. S. 766). Dem Gott des Donners (vgl. S. 816) schreiben die Abchasen ähnliche Macht und Tätigkeit zu wie die Ossen dem heiligen Elias, aber er wird teilweise mit dem nicht erfaßbaren höchsten Gott (s. S. 795) verquickt und mit dessen Fähigkeiten ausgestattet; so auch in der Gestalt des lokalen obersten Gottes (Anyba-nycha-dudrüp'š), als dessen Sitz der Berg Dudrüpsch bei Lychny gilt. — Dem Gott des Wildes (Ažvepša) opfern die Jäger vor der Jagd, die nach der Weinlese beginnt und bis gegen Neujahr dauert, einen Ziegenbock oder einen Hammel, damit er ihnen aus seiner Herde erwünschte Beute gewähre. Er gibt ihnen aber nur die Tiere, die er und seine Töchter schon einmal verzehrt haben, und die er wieder lebendig gemacht hatte, indem er nach dem Essen ihre Knochen in ihr Fell wickelte. Weiße Tiere sind Ažvepšas Hirten und dürfen deshalb nicht erlegt werden.

Bösartige Seelen reißen, ähnlich den westeuropäischen Vampiren, Augen, Herz und Leber u. dgl. aus dem Leib, saugen den Kühen die Milch aus. Sie sind verschieden mächtig und reiten je nachdem auf Fröschen, Mäusen, Katzen oder auf Füchsen und Wölfen. Ihr Häuptling (Roskipi) wohnt auf dem Berge Tabakona, wo sie jährlich zu Mariä Himmelfahrt Rechenschaft ablegen und die geraubten Körperteile vorzeigen müssen. Deshalb stellen die Abchasen in den Fasten Kreuze auf, tragen Lichter auf dem Kopfe, und in der Nacht zuvor wachen, schießen und singen sie. Die bösen Seelen können gleichzeitig unter den Menschen und auf dem Berge Tabakona weilen, da nur ihre Nebenseele (ap'stətšada) umherwandert.

Neben ihren alten Göttern verehren die Abchasen Christus als heiligen Lehrer, Maria und den heiligen Georg als Schützer der Dörfer Lychny (Anan-Lychnych), Lsa oder Pitzunda (Ana-Lsānych) und Jlori (Tsminda-Giorgi), denen alljährlich ein Schaf geopfert und den Kirchen ein Kalb mit eingekerbtem Ohre gewidmet wird.

Die Tscherkessen hatten wie die Gebirgsgeorgier heilige Haine und Bäume, wo früher die Volksversammlungen abgehalten, wo Räuber Zuflucht fanden, und wo Jagd- und Kriegsbeute und Opfergaben aufgehängt wurden. Auch einzelne Quellen und Berge, gewisse Steinsäulen (vgl. S. 796) und eiserne und steinerne Kreuze sollen als heilig gegolten haben.

Die priesterlichen Verrichtungen werden von auserwählten älteren Männern vorgenommen; sie sind Vorbeter und schlachten in den heiligen Hainen vor dem Kreuz die Opfertiere: Schafe, Lämmer, Ziegen, Ochsen, nachdem sie diese vorher mit einer Kienfackel am Halse gesengt und mit Hirsebier überschüttet haben (vgl. unten bei Abschnitt III, 1b: Tscheremissen). Der Kopf des Tieres wird an einem Baum für den Gott aufgehängt, die Haut erhält der Priester, das Fleisch wird von den Gläubigen verzehrt, die sich an den Festtagen mit Schmausen, Tanzen, Trinken, Wettrennen, Kampfspielen u. a. vergnügen.

Die Gottheiten der Tscherkessen sind fast dieselben wie die der Abchasen; sie kennen ein höchstes Wesen (T'ka), das über dem Himmel waltet; einen Gott der Schmiede (Tliebske), die Schützer des Ackerbaues (Jemicha, Skus'cha, Naochatcha,); den Schutzherrn der Wälder (Mezitch, Mezetcha), der auf einem Eber mit goldenen Borsten reitet, und dessen Töchter die Hirschkühe melken; den Herrn der Bienen (Merissa oder Mereïme); drei Schwestern, welche das häusliche Leben, die Krieger im Kampf, den Reisenden unterwegs beschirmen; den Gott der Winde und Gewässer (Seozeres) u. a.

Zu Ehren des letzteren findet am Anfang des Frühlings ein dreitägiges Fest statt, bei dem ein trockener Birnbaum, mit Blumengewinden und anderem Schmuck behängt und mit einem Käse an der Spitze, von Lampen beleuchtet, im Hause eines Sippenältesten aufgestellt wird. Ein Tier wird zu Ehren des Gottes geopfert, und nach Schluß des Festmahles wird der Käse an die Teilnehmer als Krankheitszauber verteilt. Andere Feste werden zu Neujahr gefeiert, zu Ostern, im März, wo man zuerst fastet, dann im heiligen Haine Opfer schlachtet, sich mit Schießen nach Eiern u. a. belustigt; zu Beginn der Ernte, wo gerösteter unreifer Weizen mit Sauermilch, später andere Getreidearten und Früchte als Festspeisen verzehrt werden; im Oktober beim Absterben der Pflanzen usw.

Den Göttern und Seelen bezeugen die Abchasen ihre Verehrung bei gegebener Veranlassung oder an bestimmten Festtagen durch Opfer von Tieren, Milch, Brot u. a. und durch Gebete, die oft wortreich und dichterisch erhaben geformt sind.

So kniet man am Neujahrsvorabend im Gebet und Weihrauch aufs Kohlenbecken streuend um einen viereckigen Käsekuchen (sulugani) — dieser Brauch heißt Kalinda, vgl. die Kolinda der Rumänen u. a., — und am Neujahrstag legt der Hausvater jedem ein Weizenbrot mit einem darin eingebackenen Ei auf die Brust, wobei er an Gott das „Herzgebet" (gunychwa) richtet, damit sie vor Herzkrankheiten bewahrt bleiben. Am Weihnachtstag zwischen dem ersten Hahnenschrei und der Morgendämmerung bittet er, daß sie von Zerrüttung des Magens verschont werden; danach ißt jeder ein Huhn und je vier kleine Käsebrote (kwakwari). Am Neujahrsvorabend wird auch das Fest des Šjoša gefeiert, besonders seitens der Schmiede. Dabei betet der Hausvater zu ihm um Gesundheit und Bewahrung vor Schaden durch die Werkzeuge und wirft ins Feuer Stücke von Quarkkuchen und von den Herzen und Lebern der Opfertiere: einem Schaf oder Kalb für den Hausvater, einem Hahn für jedes Mitglied der Familie.

Zu Ehren des Gottes des Blitzes (Ap'i, chachikal = der oben Wohnende, von den Tscherkessen Šible genannt), opfern die Hirten vor dem Auftrieb ins Gebirge und nach dem Abtrieb von da Hammel und beten, daß er sie und ihre Herden verschonen möge. Wenn ein Tier vom Blitz getötet ist, ruft der Besitzer alle Dorfbewohner herbei; sie legen das Tier unter Gesang und Tanz (atlar-tšoup') auf ein rasch errichtetes 8 m hohes Gerüst oder auf einen Baum. Der Eigner opfert einen Ochsen und betet um künftige Verschonung; dann verzehren sie das Fleisch der Opfertiere, Brot, Käse, trinken Wein und schmausen den ganzen Tag. Mit einem vom Blitz erschlagenen Menschen verfahren die Abchasen in gleicher Weise, dabei darf niemand weinen, sonst wird der Gott zornig (s. o. S. 816).

An Ap'i wendet man sich auch bei Dürre, damit er Regen sende; ein Ochse wird geopfert, und beim Schmaus singt man im Wechselgesang Dank- und Loblieder (antšwa-rysšwa). Um Regen herbeizurufen gebraucht man einen Zauber, ähnlich dem bei den Balkanvölkern üblichen (vgl. auch S. 797). Die Mädchen des von Dürre betroffenen Dorfes setzen eine Weiberpuppe, welche die Dürre verkörpert, auf einen Esel und führen ihn zum Flusse; hier setzen sie die Puppe auf ein aus Zweigen und Stroh gefertigtes Floß, zünden es an und lassen es treiben. Den Esel ziehen sie mit Gewalt durch das Wasser, und wenn er drüben schreit, wird es Regen geben.

Bei Krankheiten ruft man verschiedene Götter an. Schüttelfrost, Irrereden u. dgl. bei schwerer Erkrankung schreibt man der Anwesenheit des höchsten Gottes (Antsar ma) im Körper des Leidenden zu. Um ihn zu heilen singt und tanzt man um ihn und zwingt auch ihn dazu, dann opfert man in der Nähe des Hauses Brote und eine Ziege oder ein Schaf, wobei keine Frauen zugegen sein dürfen; ein Greis geht mit einer Kerze um den Kranken herum und bittet den Gott, jenem zu vergeben und ihn zu befreien. Auch zu Mikel-Gabriel betet er danach.

Bei Fieber hofft man, bei der „Mutter des Wassers“ Hilfe zu finden; diese wohnt, wie man meint, in einem reinen See oder einer Quelle, ist schön, hat braunes Haar und lachende Augen und lebt gern wie die Nixen einige Zeit mit einem Mann. Eine alte Frau berührt mit einem dem Fieberkranken gehörigen Gegenstand das Wasser und bittet die Göttin, ihn zu lösen, wenn sie ihn gebunden habe. Dann schöpft sie einige Tropfen Wasser auf Erlenblätter, die sie im Hause über dem Herdfeuer anbringt, damit das Fieber ebenso schnell wie das Wasser auf den Blättern vergehe. Schließlich läuft die Alte weg mit dem Wunsche, daß auch das Fieber fortlaufen möge. Sobald der Kranke vermag, begibt er sich mit einer Betfrau zum Wasser, widmet dort kniend der Mutter des Wassers ein Huhn, ihrem Gatten einen Hahn und ihrer Dienerin (Abza'awabzatšaw = Wohltäterin, Fürsprecherin) wie auch den beiden anderen je ein Licht. Die Frau betet und streicht dem Kranken zur „Befreiung“ (azati) über den Rücken.

Wenn einer an Gelbsucht oder Körperschwäche leidet, führen ihn die

„unbescholtenen" Alten zum Fluß, legen an beiden Ufern seine Kleider, Silberzeug u. a. nieder und machen aus Zwirnfäden eine Brücke über den Fluß; darauf geht die Betfrau mit einer Puppe um den Kranken herum und betet zum Regenbogen im Namen des Eliap'ši, zur Mutter des Wassers und zu deren Gatten. Von den mitgebrachten Speisen: gebratenen Hühnern, zungenförmigen Fladenbroten u. a. wirft sie Stückchen als Opfer ins Wasser, und die Puppe läßt sie mit einer brennenden Kerze in einem Kürbis flußabwärts schwimmen, wobei sie wünscht, daß die Göttin sich damit statt mit dem Kranken vergnügen möge. Schließlich gibt sie diesem „Befreiung", und er darf sich auf dem Heimweg nicht umschauen (vgl. dazu S. 924f.).

Wenn Rinderpest herrschte, gruben die Kemirkche in der steilen Uferwand eines Flusses einen Tunnel und in dessen Mitte eine Grube, in der sie eine schwarze Katze mit einem silbernen Gürtel festbanden. Die Grube bedeckten sie mit Brettern und Erde, zündeten auf ihr durch Reiben zweier Hölzer ein Feuer an und trieben, begleitet von den Bittgesängen der Priester, die Rinder durch den Fluß und den Tunnel. Danach ließ man die Katze laufen.

Fruchtbarkeit bezweckt das erwähnte dreifache Gebet am Wasser, wenn man eine junge Frau zum erstenmal „ans Wasser führt", wobei ein Ei hineingeworfen wird, und bei einer Wöchnerin Nahrung für den Säugling.

Vorzeichen für künftige Ereignisse, für günstigen oder üblen Ausgang von Unternehmungen ersehen die Abchasen aus den Sternen, aus der Gestalt des Mondes, aus dem Zusammentreffen mit bestimmten Tieren oder Menschen oder auch nach tatarischer Weise aus den Sprüngen eines Schafschulterblattes, das man ins Feuer geworfen hatte (s. Bd. II, S. 325).

Recht. Blutrache wird bei den Tscherkessen (t'li'lwasa = Blutpreis) und Abchasen noch jetzt geübt.

Wenn früher ein Fürst einen Bauern erschlug, durften dessen Angehörige sich nicht an jenem rächen, sondern an seinem Pflegevater (vgl. S. 764). Das Wergeld wurde je nach dem Stand mit „Seelen" und nach der Körpergröße mit Spannen bemessen; die Werteinheit war dabei eine Kuh (vgl. S. 747). Eine „Seele" von 4 Spannen war mit 30, von 5 Spannen mit 50, von 6 Spannen mit 70 Kühen zu büßen; ein Bauer wurde dabei mit 5, ein Edelmann mit 15, ein Fürst mit 25 Seelen berechnet. Das Wergeld bestand in Kühen, Ziegen, Schafen und Bienenkörben; bei nicht rechtzeitiger Zahlung erhöhte es sich um eine Spanne. War der Bluträcher zur Versöhnung geneigt, so besiegelte er sie durch Küssen der Brust der Mutter oder der Frau des Schuldigen (vgl. o. S. 760).

Diebstahl war bei den Tscherkessen ähnlich wie bei den Chewsuren zu sühnen. Der Dieb mußte einem Edelmann das Gestohlene zurückgeben und dreißig Ochsen dazu, einem Fürsten es neunfach ersetzen.

Bei der Teilung einer abchasischen Sippe erhalten der Hausvater und die Mutter die Hälfte des Gesamtbesitzes; ist der Vater schon verstorben, bekommt die Mutter die eingebrachte Mitgift und von jedem Sohn einen gleichen Anteil. Der älteste Sohn hat bei der Teilung oder bei Erbschaft ein Vorrecht (aïab-šachu) und ebenso — wie bei den Ossen — der jüngste (eidzb-šachu); diesem fällt das Gehöft u. a. zu, der Rest wird unter die übrigen Kinder gleichmäßig verteilt, wobei die Töchter weniger als diese erhalten. Bei den Tscherkessen hatte der älteste Sohn für seine unverheirateten Schwestern zu sorgen; dafür erhielt er auch das Brautgeld (s. S. 761), wenn er sie verheiratete.

Ein eigenartiger Reinigungseid ist bei den Abchasen üblich; der Beschuldigte schlägt in der Schmiede mit dem Hammer dreimal auf den Amboß und sagt, daß der Gott der Schmiede ihm den Kopf zerschmettern möge, wenn er schuldig sei. Oder er geht dreimal zwischen zwei geladenen Flinten hindurch und fordert den Gott auf, ihm in den Kopf zu schießen, wenn er lüge.

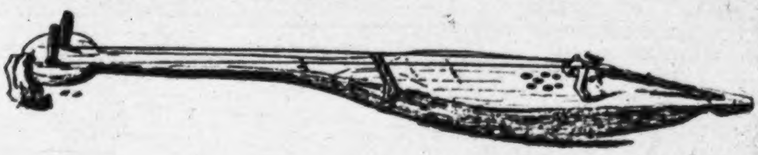


Abb. 452. Zupfgeige mit zwei Saiten, Abchasen (1/7 n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Kunst und Spiel. Die alten Überlieferungen von der Vergangenheit und von den Taten der Tscherkessen wurden von den fahrenden Sängern (gegwako) gehütet; sie sangen davon bei Festen und Schmäusen, während sie jetzt fast nur noch Glückwunsch-, Lob- und Scherzlieder dabei vortragen. Soweit bekannt, ist die Volksdichtung der Abchasen reich an religiösen und an Festgesängen und Gebetsformeln, vermutlich aber auch an Helden- u. a. Liedern. Zur Begleitung beim Singen benutzt man eine zwei- oder dreisaitige Zupfgeige (abchasisch apʻchirtšá, s. Abb. 452) oder die mingrelische Laute (atšangur), deren Griff zuweilen beschnitzt oder kopfartig ausgestaltet ist. Außerdem gebrauchen die Tscherkessen noch lange Flöten (tšebizga) aus Rohr oder Metall mit drei Fingerlöchern und dreieckige Harfen (pšine-duk-okjo), die auch bei den Swanen vorkommen; diese sind 20 bis 70 cm breit und haben 40 cm lange am Schallkörper und oben an Pflöcken befestigte Haarsaiten.

Der beliebteste Tanz bei den Abchasen ist der „Schultertanz", bei dem sich die jungen Leute an der Hand fassen, sich singend herumdrehen und von Zeit zu Zeit hochspringen. Bei den Tscherkessen gab es Tänze der Mädchen (denjola), die dabei auf der Stelle hüpften, mit Gesang verbundene Reigentänze von Männern und Mädchen (uk) und von einem einzelnen vollbewaffneten Manne ausgeführte wilde Kriegstänze (kofa).

Die Hauptvergnügungen der Männer sind Kraftspiele, Steinstoßen, Ballwerfen und ähnliches. Die Abchasen fochten früher, dabei gewöhnlich zu Pferde sitzend, Zweikämpfe mit dem Schwert aus, oder sie veranstalteten Speerkämpfe, bei denen sie, in zwei Haufen geteilt, gegeneinander anritten, sich mit langen weißen Stäben (džerid) bewarfen, diese im Flug auffingen oder vom Boden aufrafften (vgl. S. 715).

Zu Hochzeiten und Beerdigungen finden Preisschießen und Wettrennen statt. Die Abchasen schießen dabei mit Flinten nach einem auf einer hohen Stange angebrachten Ziel; die Tscherkessen verstehen es, ein ähnliches Ziel in vollem Galopp zu treffen. Bei Totengedächtnisfeiern (s. S. 738) sprengt ein Mann auf dem Pferde des Verstorbenen davon, und hinter ihm her jagen die übrigen und versuchen von dem schwarzen Tuch, womit es bedeckt ist, Stücke abzureißen. Daran schließt sich eine Art Stafettenreiten (tartšej): ein Bursche reitet mit einem Lappen, Schuh und ähnlichem voraus; wer es vermag, ihm diesen zu entreißen, wird dann seinerseits verfolgt, bis es endlich einem gelingt, damit den Ausgangspunkt wieder zu erreichen. Bei anderen Spielen heben die Reiter Mützen Geld und ähnliches im Vorbeigaloppieren von der Erde auf.

c) Die Tschetschenen und Lesghier

Das Gebiet der Tschetschenen umfaßt den bewaldeten Nordabhang des Gebirgszuges, der von der Hauptkette, vom Tebulos und Diklos her, nach Nordosten abzweigt und die Tschetschnja vom Daghestan scheidet, und das davorliegende Flachland bis zum Terek Ihre Nachbarn sind im Osten die Kymyken, im Norden Kosaken, im Westen Kabardiner und Ossen, im Süden Chewsuren, Thuschen und Lesghier. Der westliche Stamm, die Inguschen, sind zum Teil durch einen Streifen russischen Siedlungslandes zwischen Wladikawkas und Grosnyj abgetrennt und ebenso zwischen Grosnyj und Mosdok die Tschetschenen, welche 1866 am Terek angesiedelt wurden.

Die Lesghier bewohnen das fast waldlose kahle Daghestan

(= Bergland), welches sich südöstlich des obengenannten Bergzuges bis zum Baba-dagh nördlich von Schemacha erstreckt, d. i. die Flußgebiete des Samur, des Rubas und des oberen Sulak. Ihre Nachbarn sind im Osten in der kaspischen Küstenebene Aserbaidschaner Tataren und die Kymyken, im Nordwesten die Tschetschenen, im Westen die Thuschen, im Südwesten die kachischen Georgier, im Süden Aserbaidschaner Tataren und die Tat.

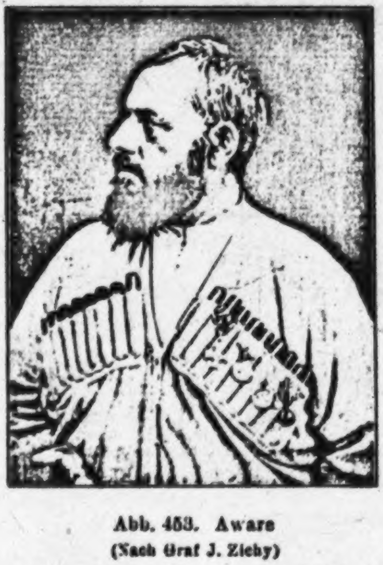


Abb. 453. Aware
(Nach Graf J. Zichy)

Über die Herkunft der beiden sprachlich — aber nicht kulturell — geschiedenen Völker melden die georgischen, persischen, armenischen und arabischen Schriftsteller nichts. Bekannt ist nur, daß seit Tschingis-chan mongolische und tatarische Heerscharen die Tschetschenen dauernd bedrängten und z. T. unterworfen hielten, bis deren Macht durch die Russen gebrochen wurde. Als Stammsitz aller Tschetschenen geben sie selbst Nachasché am oberen Argun an, von dem ihr Name Nachtschuj herkommt. Volkssagen erzählen von einem Mann aus dem hohen Kaukasus, von einem Araber u. a. als Stammvater. Man darf zwar annehmen, daß von den georgischen, kumanischen, chasarischen, armenischen u. a. Hilfsscharen der tatarischen Chane manche im östlichen und nördlichen Kaukasien zurückblieben, zur Bildung solcher Sagen mag aber auch das Eindringen der Araber im Daghestan und in Itschkerien und das häufige Vorkommen des sogenannten semitischen, bzw. jüdischen Gesichtsschnittes (s. S. 661 u. 826 f.) beigetragen haben. Die lesghischen Dargwa von Akuscha und die Kasikumuchen z. B. wollen von Armeniern abstammen, die Dido von Georgiern, die Awaren von Syriern, die Andi von Juden. Arabische Aufzeichnungen, die sich in Chunsach und Kasikumuch fanden, erzählen, daß um das Jahr 800 Araber von Schirwan und Schemacha aus in den Daghestan (Džab-h'arbi) eingedrungen seien, die mit den Russen (Waringern?) verbündeten lesghischen Krieger vergiftet und überall Mohammedaner als Herren eingesetzt hätten, so in Kaitach einen Kureïschiten (daher Kureïš-kalé genannt), in Tanus in Awarien jedoch merkwürdigerweise einen Russen. Das Daghestan zerfiel damals in drei Teile: Kaitach (arabisch Sarach-Karan), Awarien und das Flachland (saglun). Die kasikumuchischen Statthalter (Šamchal oder wali) verlegten Ende des sechzehnten Jahrhunderts ihren Sitz nach Tarki bei Petrowsk im Kymyken-Land, deshalb wählten die Kasikumuchen fünfzig Jahre später eigene Herzöge (chachlawtäl), die im achtzehnten Jahrhundert sogar gegen die Perser siegreich kämpften.

Außer den S. 665f. angeführten Stämmen unterscheidet man bei den Tschetschenen noch Karabulak (meist nach der Türkei ausgewandert) am Pseduch, am Mitschik und Gums die Mitschiko (daraus Mitšigyš bei den Kymyken für alle Tschetschenen, und bei den Dargwa für die Itschkerier Mitši-chidž = Bewohner von Hirseländereien); ferner Dscherach, Metzchal, Tzori, Chamchal, Nasran, Galasch als Gemeinschaften oder Geschlechter der Inguschen.

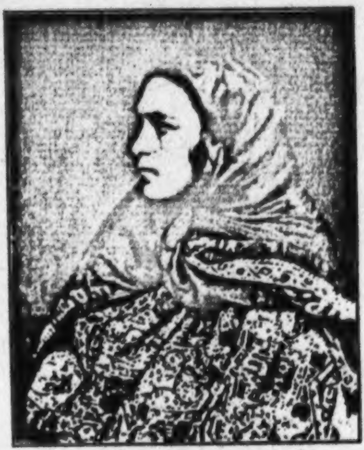


Abb. 454. Awarin
(Nach R. v. Erckert)

Die Tschetschenen sind meist hochgewachsen, kräftig, schlank; der Schädel ist kurz, das Gesicht breit bis oval, die Nase gerade und stark, die Farbe der Augen dunkel, die der Haare braun, jedoch kommen Blonde mit blauen und grauen Augen häufig vor. Im Norden bei den Mitschiko trifft man öfters tatarischen Gesichtsschnitt, im Osten bei Itschkeriern und Akki vorderasiatischen mit dicker und arabischen mit schmaler Adlernase. Was die Geistesveranlagung anbetrifft, sind die Tschetschenen und Lesghier aufgeweckt, ausdauernd, selbstbewußt, leicht erregbar; den Inguschen wird Grausamkeit, Rachsucht und Raubgier nachgesagt.

Auch die Lesghier sind kein einheitlicher Schlag; im Osten tritt der vorderasiatische Gesichtsschnitt mit dicker gebogener Nase, vorspringendem Kiefer, dünnem Schnurr- und zweiteiligem Kinnbart überwiegend auf. Die Küriner von Achty haben wie die Chewsuren lange, spitze Nasen mit ausgeschnittenen Nasenflügeln, kurzes Gesicht, vorspringendes Kinn, tiefliegende Augen mit dichten Brauen, sehr helle Gesichtsfarbe, schwarzes dichtes Haar. Das Hauptkennzeichen der Küriner ist sonst eine auffällige Schmalheit des Gesichts unterhalb der Nase; daneben kommen auch tatarische Merkmale vor. Im allgemeinen sind die Lesghier mittelgroß und kräftig; der Schädel ist breit, das Gesicht breit bis mittelhoch, die Nase stark und dick, die Augen dunkel, die Haare braun bis schwarz (s. Abb. 453).

Kleidung. Die Kleidung der Tschetschenen (s. Abb. 455) besteht aus Leinenhemd, offenem Untergewand aus Kattun oder Seide mit Kragen, Überrock aus gelbem, grauem oder braunem Tuch, Gürtel, Schaffellmütze, Hosen aus Tuch, ledernen Gamaschen, Schuhen (täevjak) aus leichtem Leder, auf Wanderungen aus dickerem

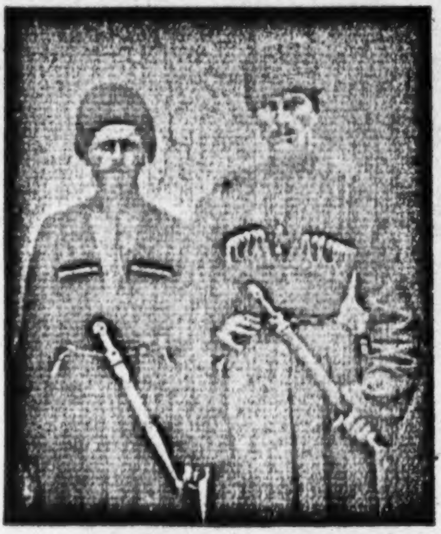


Abb. 455. Inguschen von der georgischen Heerstraße (Phot. A. Dirr)

Büffelleder oder Kletterschuhen. Der Kopf wird kahl geschoren, Kinnbart nur von alten Männern getragen.

Die Lesghier kleiden sich ebenso, nur sehen sie meistens schmutzig und abgerissen aus. Über dem zottigen Wettermantel, der Burka, oder statt ihrer tragen die Lesghier in den höher gelegenen Siedlungen einen langen Schafpelz mit breitem, zottigem Kragen (s. Taf. XXX) und statt der weichen Lederschuhe Filzstiefel und -schuhe (s. Abb. 469).

Als Waffe führen die Männer gewöhnlich nur den Dolch bei sich, selten Säbel, Flinte, Pulverhorn, Kugelflasche usw. (s. Abb. 460). Vor hundert Jahren gebrauchten die Inguschen noch hölzerne Schilde, die mit Leder bezogen und mit eisernen Bändern beschlagen waren und kurze Spieße mit knotigem Schaft, der umgedreht auch zum Auflegen der Flinte diente.

Die Hauptbestandteile der weiblichen Kleidung sind fast überall die gleichen wie bei den Tatarinnen: weite Hosen (früher wie bei den Abchasinnen blau, rot oder weiß, s. S. 753), Hemd, Kittel, Gürtel. Die Tschetscheninnen verzieren ihr rotes Hemd an Brust und Schultern mit bunter Stickerei und

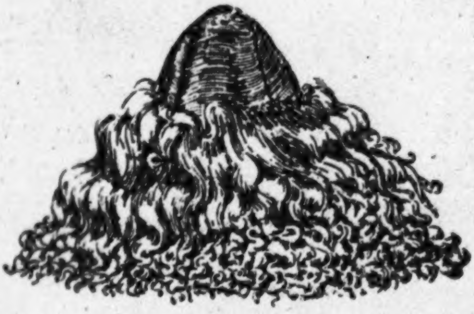


Abb. 456. Mütze aus schwarzem Tuch, mit Ziegenfell und rotem Leder besetzt, Tschetschenen ($^{1}/_{6}$ n. Gr.) (Nach Graf J. Zichy)

den Hosensaum mit gewirkter Borte. Das Haar schneiden sie vorn kurz ab; die Mädchen flechten es hinten in viele kleine, die Frauen in zwei Zöpfe, die sie mit Band dick umwickeln. Den Kopf bedecken sie mit einem mit Münzen oder Metallplättchen benähten Mützchen oder mit einem Tuch; das Haar stecken manche in eine Art Sack (Abb. 533, Fig. 1). Ihr sonstiger Schmuck sind große Ringe aus Metall oder Glas, die am Kopftuch oder an einem über den Kopf gelegten Streifen neben den Ohren angenäht sind (s. Abb. 461). Im Sommer gehen sie barfuß, im Winter in Filzstiefeln, und dann ziehen sie auch einen Pelzrock über.

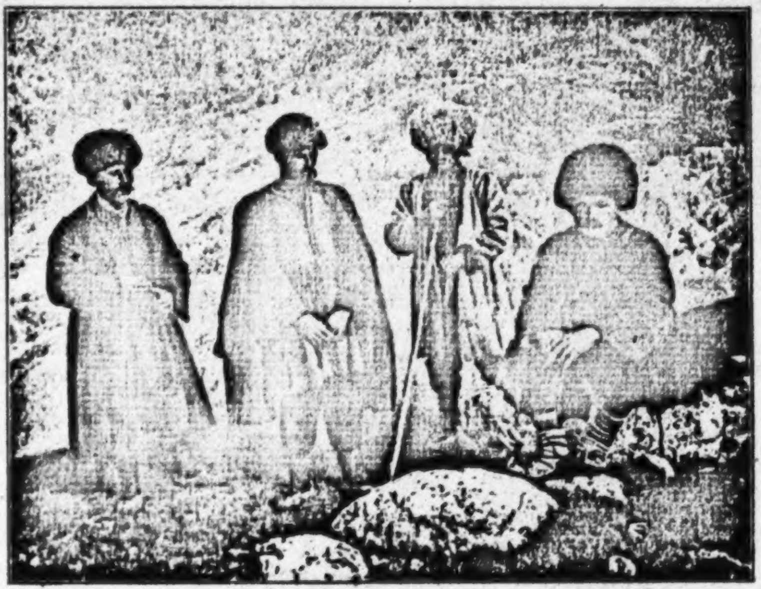


Abb. 457. Küriner aus Kurusch am Ussun-tschai, einem südlichen Nebenfluß des Samur (Nach M. v. Dechy)

Der Kittel der Lesghierinnen ist gewöhnlich blau, das Hemd verschiedenfarbig; im kürinischen Unterland sind Hemd und Kittel kurz, dafür die Hosen sehr weit und bauschig, die Schuhe mit hohen Absätzen und Schnäbeln versehen, was auf persischen Einfluß hinweist. Als Schmuck sind bei Andi, Dido, Nordawaren, Kasikumuchen große silberne Ohrreifen mit einer Kugel in der Mitte verbreitet, die ebenso wie bei den Tschetscheninnen befestigt werden. Die Einförmigkeit der Kleidung wird durch die Verschiedenartigkeit des Kopfschmuckes wirksam abgewandelt. Die Andi-Frauen tragen über der Stirn einen abgesteppten, mit Watte ausgestopften, sichelförmigen Tuchwulst, von dem ein breiter Zeugstreifen über den Kopf nach hinten bis auf den Rücken reicht. Die Dido-Frauen bedecken den Kopf mit einer langen blau und rot gestreiften Haube, die mit Perlen und Münzen, über der Stirn mit Silberborten und zahlreichen Eförmigen Silberplättchen (s. Abb. 461) benäht ist. Awarinnen, Kasikumuchinnen und die Kürinerinnen von Arachkul haben über der Stirn unter einem einfachen Kopftuch Münzschnüre und auf der Brust einen mit Gold- und Silbermünzen, blanken Knöpfen u. dgl. benähten Latz (vgl. S. 883), und die Awarinnen bei Sakatal einen eimerartigen Kopfaufsatz. Die Dargwa-Frauen u. a. (s. Abb. 461 und 462) wickeln um der Hals ein weißes Tuch und legen darüber ein hinten lang herabfallendes, rotes oder gestreiftes Tuch. Die Artschi-Frauen binden unter einem Kopftuch eine samtene, gold- und silberbestickte Stirnbinde um,

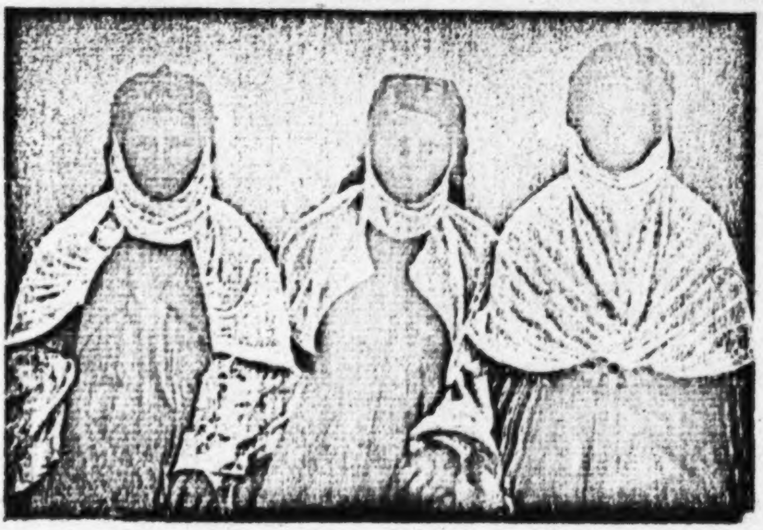


Abb. 458. Junge Awarinnen, Kreis Sakataly
(Phot. A. Dirr)

von der — wie in Makedonien — kleine Kettchen herabhängen; das Haar lassen sie sich kurz abscheren, nur vor den Ohren und an der Stirn bleibt es bei den Mädchen stehen. Außer solchem Kopfputz und den erwähnten Ohrringen kommen als weitere Schmucksachen vor: bei den Kasikumuchinnen dreieckiger Halsschmuck (s. Abb. 471), aus zwei bis drei Drähten gewundene Armreifen, in Kubatschi (Dargwa) mit Türkisen u. a. besetzte Armbänder, große Fingerringe mit dicken, eirunden Steinen, Silberflitter auf der Brust bei den Kürinerinnen von Bortsch, und überall silberne Gürtel statt der gewöhnlichen gewebten.

Die gewöhnliche Fußbekleidung sind besonders in den höher gelegenen Dörfern gestrickte Stiefel mit dicker Sohle (s. Abb. 464) oder solche aus Filz (Abb. 469), doch tragen Frauen hie und da auch spitze Lederschuhe.

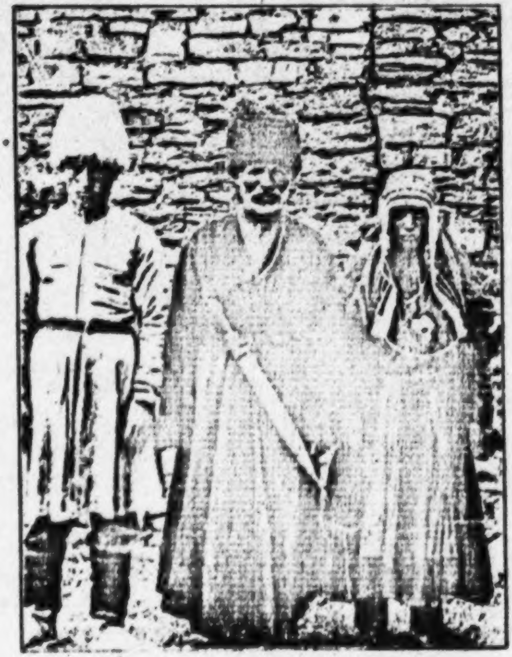


Abb. 459. Dido (Phot. A. Dirr)

Wohnung. In der nördlichen Tschetschnja sind die größeren Dörfer (a'ül) erst auf Veranlassung der Russen entstanden; vorher lebten die Tschetschenen in kleinen Weilern oder Einzelgehöften. Die Häuser sind hier und im Gebirge ein- oder zweistöckig, aus Stein oder Holz in der üblichen Art (vgl. S. 725) gebaut und außen geweißt. Die kleinen Dörfer der Inguschen und Kisten sind stark befestigt. Jedes Gehöft ist mit einer hohen Mauer umgeben, an deren vier Ecken kleine Erker angesetzt sind; in ihm erhebt sich ein viereckiger, zwanzig bis fünfundzwanzig Meter hoher Turm, den chewsurischen gleich mit Sattel- oder Pyramidendach. Der unterste Raum von vier bis sechs Metern im Geviert dient als Stall, das Obergeschoß den Frauen als Küche und Wohnzimmer, das zweite mit Balkon als Wohngemach des Hausvaters. Neben dem Turm steht ein ein- oder zweistöckiges Haus aus Steinen oder Lehmziegeln mit einem bis zwei Zimmern, das die besten Stücke der Einrichtung enthält und zur Aufnahme von Gästen bestimmt ist (s. Abb. 510). Im wildzerklüfteten, kahlen, rauhen Daghestan sind die Dörfer dichter zusammengedrängt, terrassenförmig (Taf. XXIX) an geschützten, leicht zu verteidigenden Orten angelegt wie im makedonischen und ostalbanischen Bergland. Auch die Häuser sind fast ebenso wie dort gebaut und eingerichtet.

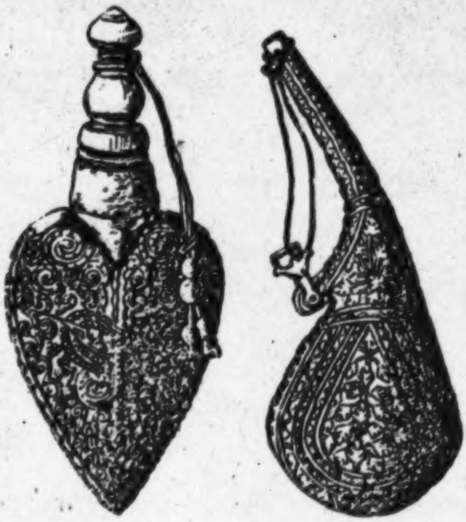


Abb. 460. Hölzerne Pulverflasche mit Messingbeschlägen und lederne Kugelflasche (1/4 und 1/3 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Als Baustoff werden im östlichen Unterland und im Flußgebiet des unteren Samur Lehmziegel, in den wenigen Waldgegenden, wie z. B. bei dem awarischen Geschlechte der Antzuch, bei den andischen Kuanada Holz, sonst überall Steine mit grobem Mörtel verwendet. Die Häuser stehen selten unmittelbar an den schmalen, steilen Gassen, sondern im Hofe, der von einer Mauer umschlossen ist. Außer dem Hoftor führen keine Tür oder Fensterlöcher nach außen; letztere sind nur in der inneren Vorderwand eingeschnitten, lukenförmig und mit Läden oder Brettern zu verschließen. Längs der Vorderseite des Hauses (Taf. XXVIII u. Abb. 483) ist oben und unten eine offene, von Holzpfeilern gestützte Vorlaube, an die sich im Obergeschoß beiderseits zuweilen eine Vorratskammer anschließt. Das Dach ist flach — nur in den benachbarten Dörfern des Sakataler Kreises kommen Giebeldächer vor (s. Abb. 465) —, aus Balken, Stangen, Schilf oder Rohr, Lehm und Sand geschichtet, der von Zeit zu Zeit mit einer Steinwalze festgedrückt wird, und bildet gewöhnlich den Vorplatz für das nächste Haus. Das kasikumuchische Kubatschi z. B. steigt in sechzehn solcher Terrassen am Hange hinauf (vgl. Taf. XXVIII).

Das Untergeschoß ist in Stall und Vorratsraum geteilt. Das Obergeschoß umfaßt die Gemächer für Männer und für Frauen und das Gastzimmer. An der Wand ist der offene Kamin mit darüberhängendem Schornstein angebracht, worin mit Holz oder Mistziegeln geheizt wird. Der Estrichfußboden ist mit Teppichen belegt, und auch die Wände sind zuweilen damit behängt; an der Wand stehen die Bettpritschen, Kleidertruhen, Kupfergefäße u. a. Dreieckige Stühle (s. Abb. 466), runde Lehnsessel, geschnitzte Bänke (vgl. S. 472) sind selten, man hockt gewöhnlich auf dem Boden. Wo besondere Frauengemächer vorhanden, sind die Fenster nach morgenländischer Art mit oft schön geschnitzten Holzgittern versehen. Im Gastzimmer werden auf Wandbrettern Krüge, Schüsseln, Teller, Tassen aus Kupfer, Ton, Porzellan, Glas als Schaustücke aufgestellt, und an den Wänden Waffen, Stoffe, Teppiche aufgehängt. Zur Beleuchtung verwendet man Kienspäne, eiserne und Öllämpchen von ähnlicher Gestalt wie die altbabylonisch-vorderasiatischen (s. Abb. 470). In den teilweise gepflasterten Höfen finden sich Sommerküchen oder Herdstellen, Speicher u. a., letztere sind auch wie bei den Gebirgsgeorgiern öfters auf den Dächern untergebracht, so im andischen Dorf Kuanada.

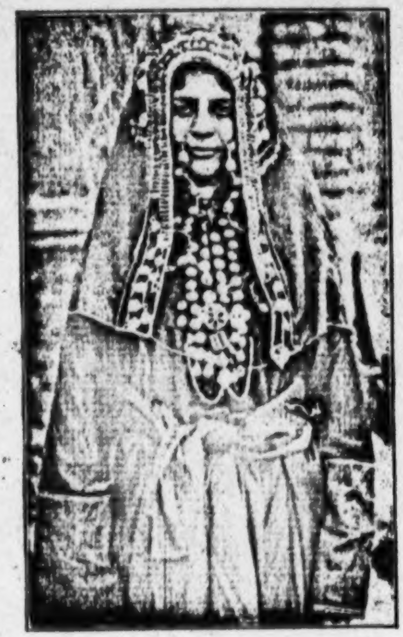


Abb. 461. Dido-Frau
(Nach E. W. Pfizenmayer)

Wirtschaftliches. Den Lebensunterhalt gewinnen die Tschetschenen hauptsächlich aus der Zucht von Schafen, Rindern, Büffeln und Pferden (vor hundert Jahren hatten sie auch noch Schweine); da das Klima rauh ist, lassen viele ihre Schafherden nur in den drei Sommermonaten auf den Alpenweiden grasen, sonst in der Terek-Ebene. Früher pflegten Wohlhabende ihr Vieh gegen Abgabe einer bestimmten Zahl von Lämmern, Kälbern und Füllen zu verpachten. Der Ackerbau ist im Gebirge, wo jeder geeignete Fleck durch Anlage von Terrassen ausgenutzt wird, wenig ergiebig, und das Getreide: Gerste, Hafer, Weizen wird oft nicht reif. Im Unterlande ist zwar genug Land vorhanden, trotzdem geben die Tschetschenen von ihrer Vorliebe für Viehzucht nicht ab. Getreide wird auf den üblichen Wassermühlen mit wagrechtem Rad gemahlen; an Stelle des Schüttkastens hängt ein Rindentrichter an vier Weidenstricken über dem oberen Stein, und dieser stößt einen am Trichter befestigten Stock an, welcher jeweils den Verschluß des Trichters öffnet. Als Zapfen sitzt an der Welle ein spitzer Stein, der sich in der Höhlung eines anderen dreht (s. Abb. 414).

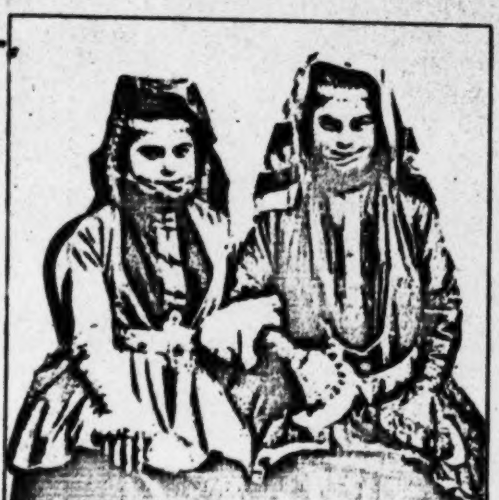


Abb. 462. Udinnen (Phot. A. Dirr)

Auch im Daghestan überwiegt die Viehzucht (Schafe, Ziegen, Rinder, Pferde, Esel, Büffel), und wie in der Tschetschnja bleiben die Herden nur den Sommer über auf den Hochweiden, während die Männer, oft von Frauen und Kindern begleitet, die übrige Zeit des Jahres mit ihnen im kaspischen Küstenland oder in den südlichen Steppen zubringen, wo sie in einfachen Schilfhütten hausen.

Die Bodenverhältnisse sind im Osten und Süden bei den Kürinern und Dargwa für den Ackerbau günstiger als im Westen, im inneren Daghestan, wo die terrassenförmigen, oft winzig kleinen Felder wie im Karst mit Steinmauern eingehegt (s. S. 241) und, wo angängig, künstlich bewässert werden. Der Ertrag reicht aber zur Ernährung der Bewohner nicht aus, so daß noch Getreide und Mehl aus dem Unterlande eingeführt werden muß. Das Getreide (Weizen, Hirse, Gerste) wird mit der Sichel geschnitten und mit dem Dreschbrett (s. S. 687) gedroschen; als Tennen benutzen die Andi im Winter künstliche Eisflächen, die sie durch Ausgießen von Wasser erzeugen.

Fischfang (Forellen) und Jagd, die von den Awaren zuweilen noch mit Falken auf Hasen, Fasanen und Rebhühner ausgeübt wird, spielen wirtschaftlich keine große Rolle, und Bienenzucht scheint von Awaren und Kürinern nur in günstigeren Lagen betrieben zu werden.

Die Nahrung der Tschetschenen ist die übliche: Fladenbrot aus Hirse-, Mais- oder Gerstenmehl, Milch, Käse, Zwiebeln, Kräuter, selten Weizenbrot, Fleisch, Eier, im Sommer Obst, das reichlich wächst. Früher wurde viel Schwarzbier getrunken, durch russischen Einfluß haben Teegenuß und Samowar weite Verbreitung gefunden.

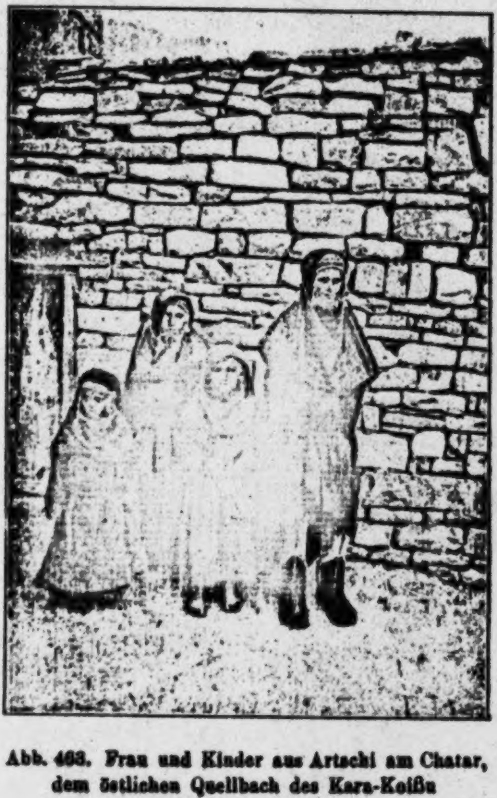
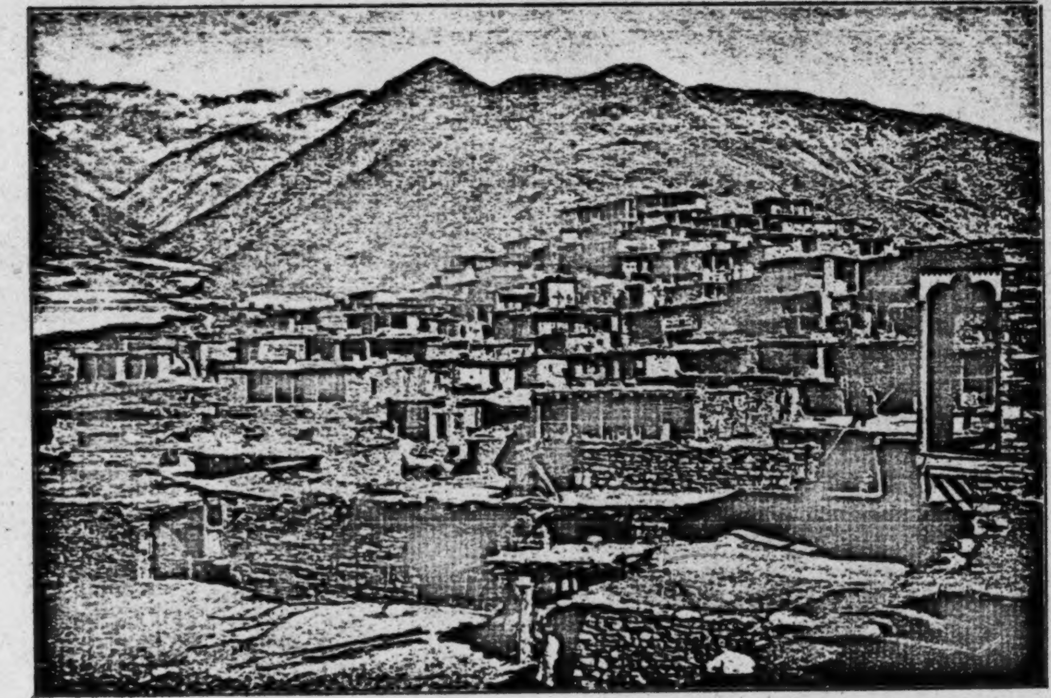


Abb. 463. Frau und Kinder aus Artschi am Chatar, dem östlichen Quellbach des Kara-Koißu (Nach M. v. Dechy)

Ebenso bescheiden leben die Lesghier: tagsüber von Schwarzbrot aus Gersten- und Puffbohnenmehl, Käse, Zwiebeln u. ä. Das Hauptgericht beim gemeinsamen Mahl sind eine Art Nudeln (chinkal) aus ungesäuertem Gersten-, Hirse-, Mais- oder Bohnenmehlteig geschnitten, dann gekocht und nach Abschütten des Wassers

[facing p. 784]



Tafel XXVIII

Ichrek, rutulisches Dorf im Tale des Kara-Samur

(Nach M. v. Déchy)

2: Byhan

RI3 Abkhaz

mit Molken oder Essig, Knoblauch und gesalzenem Käse angerichtet. Das Brot wird in der Backgrube gebacken, einer mit Lehm ausgeschmierten Grube, die durch glühende Kohlen erhitzt, beschickt und dann mit einem Deckel verschlossen wird (Vorläufer des georgischen Backofens, s. S. 685). Im Winter verzehrt man in den Dörfern, deren Herden im Flachland weiden, viel luftgetrocknetes Schaffleisch. Die gewöhnlichen Getränke sind Milch und Wasser, bei Festen, wo es auch dünne Weizenbrotfladen, Pilaw, Fleischgerichte, Süßigkeiten, z. B. pekmez, d. i. mit Ton gemischter und getrockneter Traubensaft, u. a. gibt, Schnaps, Most oder gekochter Wein, selten Bier.

Wirtschaftliches. Die Arbeiten sind nach Vorschrift des Herkommens (adat) auf Männer und Frauen verteilt; die ersteren haben die schweren Arbeiten zu verrichten: Hausbauen, Holzfällen und -zerkleinern, Viehwartung, Schlachten, Schafscheren, Pflügen, Grasmähen, Dreschen usw. Die Frauen haben den Haushalt und die Kinder zu besorgen, zu melken, Mistfladen zu machen, Wolle zu reinigen, Getreide zu sicheln, Wasser in Holzzylindern (etwa 30 cm im Durchmesser und 60 cm hoch, s. Abb. 480) oder in schön geformten Kupferkrügen (s. Abb. 412, Fig. 9) zu holen.

Erzeugnisse des weiblichen Hauswerkes im Daghestan sind: Stickereien mit Gold- und Silberfäden auf Samt, Seide, Leder; Satteltaschen und Kleidersäcke aus Teppichgewebe (palas); derbe Korn- und Mehlsäcke aus Ziegenhaaren; wollene Strumpfschuhe mit dicken Sohlen; Stricke und Bänder aus Wolle oder Ziegenhaar; Sattelunterlagen und Stiefel aus Filz- oder Lodenstoff; gewebte und geknüpfte Teppiche aus Schafwolle und Ziegenhaar — langhaarige besonders bei den Tzachuren; ärmellose Wettermäntel aus Lodenstoff bei den Andi; feine und grobe, sogenannte lesghische Tuche aus Ziegen-, Schaf- und Kamelwolle bei den Andi, Nordawaren, nördlichen Laken, Dargwa. Die Tschetscheninnen stellen ebenfalls Teppiche, Filzdecken und dünne Kleiderstoffe (tsoka) her.

Handwerker gibt es bei den Tschetschenen fast gar nicht, dagegen sind sie im Daghestan wie in Georgien infolge persischer und tatarischer Einwirkung reichlich vertreten und bodenständig. Aus den unfruchtbaren Strichen wandern sie zeitweilig in kaukasische und russische Städte, um dort zu arbeiten, so aus dem Kreise Andi Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute, Schlosser; aus dem Kasikumuchenkreise, wo es kein Obst, keine Reben und fast kein Ackerland gibt, besonders Silber-, Kupfer-, Waffenschmiede, Verzinner,

Tafel XXIX Tindi am Kilia-Bach, einem östlichen Zufluß des Andischen Koißu

(Nach M. v. Déchy)

[facing p. 785]

Als Kleingewerbe betreibt man im Küriner Kreis die Herstellung von Mühl- und Grabsteinen (s. Abb. 493); von Sieben, Säcken, Seilen, Stoffen aus Hanf bei den Dargwa; Töpferei (Abb. 467, Fig. 4 und Abb. 470) in einigen Dargwa- und kürinischen Dörfern; Zimmerei, Tischlerei, Herstellung von Sattelgestellen im nordawarischen Kreise Gunib. Mit dem Schnitzen von Löffeln, Löffelständern, Mehl-, Salz- und anderen Gefäßen (Abb. 467, Fig. 5 und 6) beschäftigt man sich in einigen Ortschaften der Dargwa, Awaren, Andi, Küriner. Musikinstrumente verfertigt man im Kreise Kaitach (Dargwa), mit Messing- und Nickeldraht eingelegte Holzgeräte in Nordawarien. Gerberei, Schuhmacherei, Kürschnerei sind im awarischen Kreis Gunib, bei den Dargwa, Laken und Kürinern verbreitet. Kupferschmiede (Abb. 467, Fig. 1—3) und Klempner finden sich hauptsächlich bei den Laken, vereinzelt in den Kreisen Gunib und Andi; Grobschmiede bei den Dargwa, im Kreise Gunib, bei den Laken und bei den östlichen Kürinern.

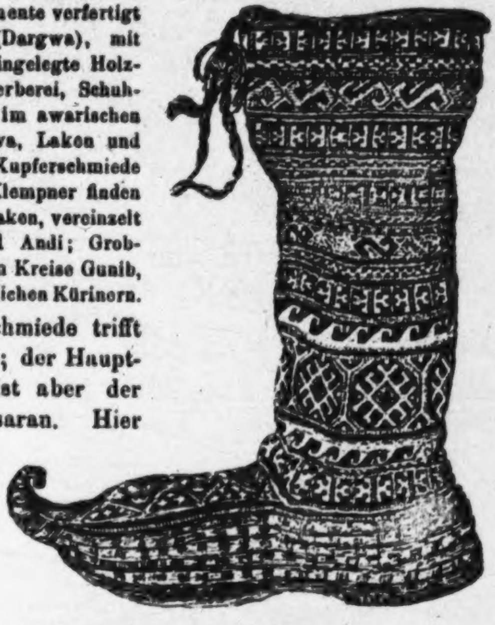


Abb. 464. Aus bunter, vorwiegend weißer, schwarzer und kirschroter Wolle gestrickter Stiefel, Dorf Beschita der Kaputschi am Chwan-or, westlicher Nebenfluß des Awarischen Koißu (1/4 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Gold- und Silberschmiede trifft man an vielen Orten an; der Hauptsitz dieses Gewerbes ist aber der Kreis Kaitago—Tabassaran. Hier verfertigt man Gürtel, Gürtelschließen, Ringe, Zigarettenspitzen, Stockgriffe, Beschläge für Dolche, Säbel, Pistolen, Schmucksachen, Einlegearbeiten in Horn, Elfenbein, Perlmutter, Stahl, Schmelzarbeiten u. a., die auch nach Rußland ausgeführt werden. Großes Ansehen genossen früher die Waffenschmiede von Kubatschi (tatarisch Kubadži, arabisch Sarach-Karan = Waffenschmied, eigener Name Augwugan, Ügbuk, vom armenischen Namen der alten Albanier: Aγovan), die schon im sechsten Jahrhundert n. Chr. erwähnt werden; zwar werden auch heute noch Klingen und Flinten hier und in einigen anderen Dörfern der Dargwa, Laken und Awaren hergestellt, doch ist seit dem Aufhören der inneren Fehden und der Kämpfe gegen die Russen

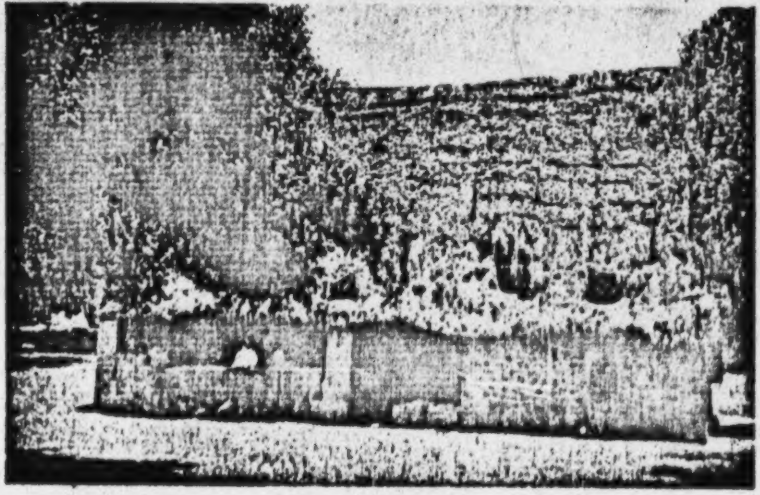


Abb. 465. Awarisches Haus, Kreis Sakataly (Phot. A. Dirr)

dieses Gewerbe sehr zurückgegangen. Klingen (s. Abb. 449, 451) wurden früher viel nach Rußland ausgeführt, und die lesghischen Flintenläufe sollen besser als die russischen gewesen sein, obwohl man für beide altes Eisen, für Dolchklingen gerne alte Hufeisen, verwendete.

Die Entdeckung einiger alter europäischer Klingen aus Ungarn, Solingen usw., welche die Meister früher einmal irgendwoher erhielten, da Waffen bekanntlich im ganzen Morgenlande von Indonesien bis Marokko gewandert und verschleppt und weiterverarbeitet worden sind, gab wohl Veranlassung zu der Sage, daß die ersten Waffenschmiede über die Türkei aus Europa (Frangistan) hieher gekommen seien, obgleich die ganze Arbeitsweise und die Art der Verzierungen auf persisch-tatarischen Ursprung hinweisen, und dafür sprechen auch die mit Bildhauerarbeiten geschmückten Ruinen alter Bauwerke und Gegenstände, die als alte Erbstücke dort aufbewahrt oder gefunden worden sind.

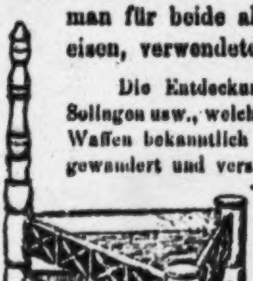


Abb. 466. Lesghischer Stuhl
(1/17 n. Gr.)
(Nach Graf J. Zichy)

Verkehr. Die Beförderung der Waren ist in diesem östlichen Teile des Kaukasus wegen der Zerklüftung und Schroffheit der Talwände sehr schwierig. Die meisten Ortschaften im Hochgebirge sind nur auf

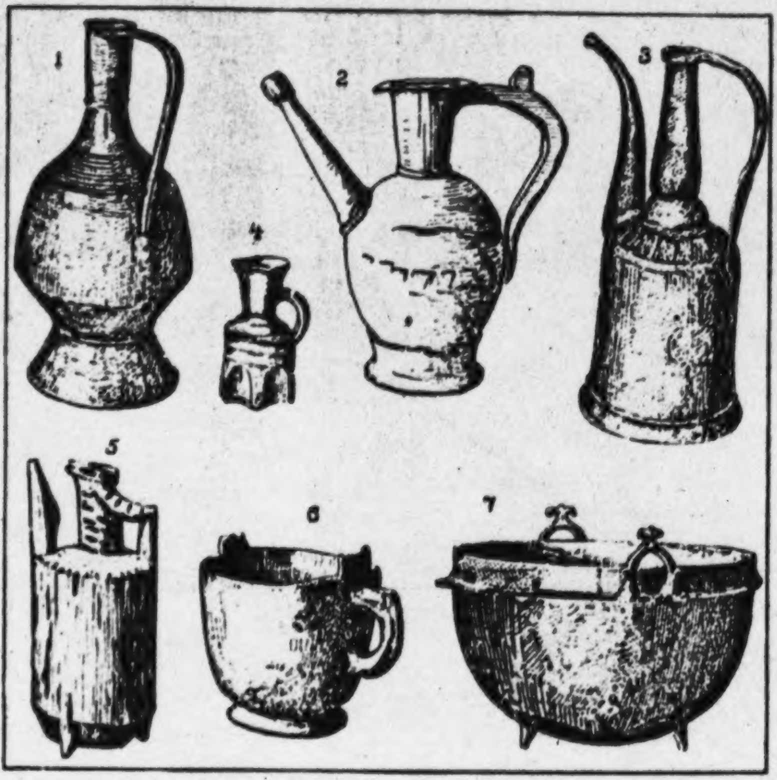


Abb. 467. 1 bis 3 Kupferne Wasserkannen; 4 Tonkrug; 5 Wasserkanne, aus einem Stück gearbeitet, mit Brandverzierungen; 6 Holztasse für Sauermilch; 7 Kessel mit drei Füßen; 1, 2, 4, 5, 7 Lesghier, 3 Kasikumuch, 6 Tschetschenen (1, 3 1/6, 4 1/6, 2, 5 bis 7 1/7 n. Gr.)

(1, 3, 5, 6 Museum für Völkerkunde, Berlin, 2 Museum für Völkerkunde, Hamburg, 4 und 7 nach Graf J. Zichy)

schmalen Saumpfaden zu erreichen, die oft, wenn der Fluß keinen Raum läßt, wie in Albanien hoch oben an steilen Felswänden hinführen; wo die Felswand senkrecht abfällt, schlägt man Pflöcke ein und legt Gestrüpp und Steine darüber.

Außer vereinzelten alten persisch-tatarischen Steinbrücken im östlichen Daghestan kommen zwei Arten von hölzernen vor: Stege aus zwei bis drei Bohlen, in der Mitte wagrecht, beiderseits stark abfallend, mit oder ohne Geländer aus dünnen Stangen, nur für Reiter und Fußgänger benutzbar; und Brücken, deren Uferstützpfeiler aus kreuzweis geschichteten Balken, und deren

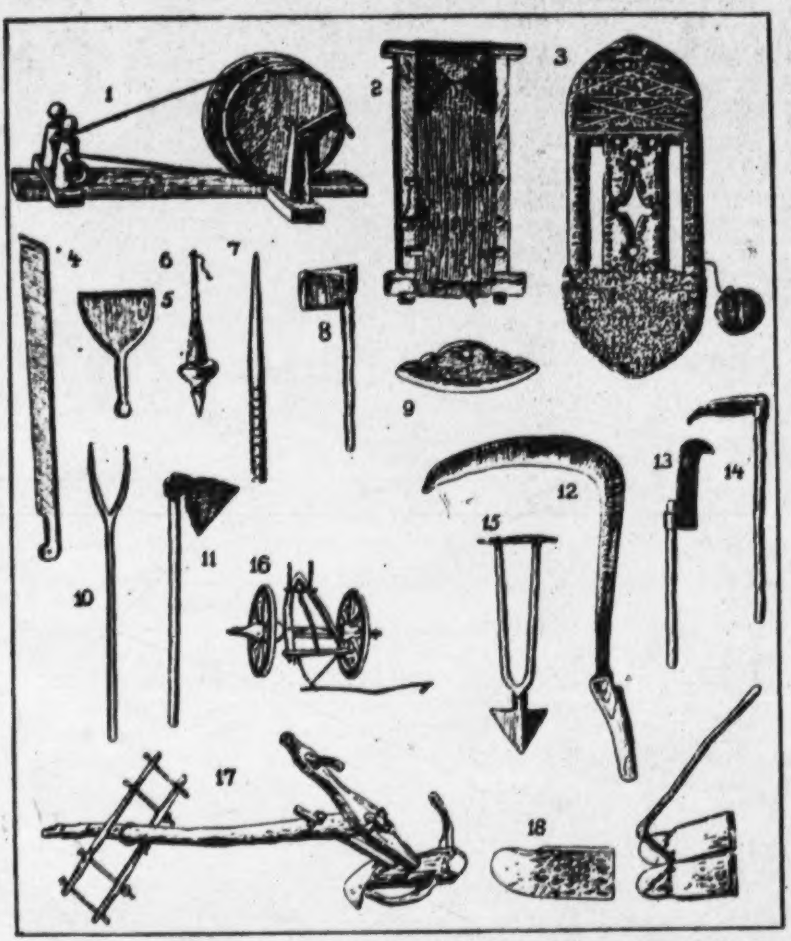


Abb. 468. Kaukasische Wirtschaftsgeräte: 1 Garnrad; 2 Bänderwebstuhl; 3 Strickbrett für Strümpfe; 4 Holzschwert zum Flachsbrechen; 5 Hanfriffel aus Holz mit eisernen Spitzen; 6 Spindel aus Holz; 7 Garnspule; 8 Axt; 9 Webeschwert; 10 Strohgabel; 11 Hacke; 12 Sichel; 13 Hippe zum Abhauen von Ästen; 14 Buschmesser; 15 eiserner Spaten mit gegabeltem Stiel; 16 Lastwagengestell; 17 Pflug mit eiserner Schar und Joch; 18 Dreschbrett, Unterseite mit Steinsplittern beschlagen; 1 bis 3 Lesghier, 8 Sakataler Awaren (2 1/5, 3 1/2, 4 1/12, 6, 7 und 12 1/8 n. Gr.) (Nach Graf J. Zichy)

Bahn aus Balkenlagen besteht, von denen beiderseits immer eine über die andere ein Stück hinausgeschoben ist, bis die Mitte des Flusses fast erreicht ist und der Zwischenraum durch eine Lage geschlossen werden kann.

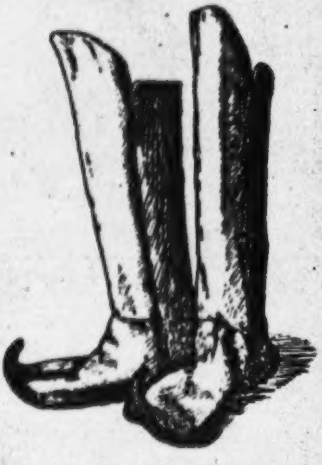


Abb. 469. Männerstiefel aus Filz, Kasikumuchen ($^1/_{10}$ n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Berlin)

Auf den Saumpfaden werden Lasten und Menschen von Pferden befördert; im Unterland verkehren auf den fahrbaren Wegen von Ochsen und Büffeln gezogene zweirädrige Wagen (s. Abb. 418, 504), die mit Gitterwänden und Sonnendach ausgestattet sind; der Fuhrmann steht auf dem Deichselansatz. Die Räder sind wegen des Mangels an Brücken sehr hoch und haben viele Speichen; die Felgen bestehen aus mehreren Stücken (in Rußland aus einem) und sind meist breit.

Gesellschaft und Familie. Standesunterschiede sind weder bei den Tschetschenen, noch bei den Lesghiern vorhanden. Früher hatten sie kriegsgefangene Sklaven, die sich aber durch Heirat oder Freilassung einbürgern konnten. Das Volk (nachtše) der Tschetschenen zerfällt in Stämme oder Gesellschaften (taipa) und diese in Dörfer (a'úl), deren Bewohner denselben Familiennamen führen, also aus einer Sippe hervorgegangen sind. Die Ältesten sind in Gemeinde und Familie ausschlaggebend, richten sich jedoch nach Herkommen (adat) und religiösem Gesetz (šariat). Sie werden von allen mit Ehrfurcht behandelt, ebenso in der Familie seitens der Kinder der Vater, dessen Zorn den Sohn sogar zum Selbstmord zu treiben vermag.

Auch die **Eheschließung** erfolgt nach den Vorschriften des Gesetzes, von alten Bräuchen hat sich dabei wenig erhalten. Gewöhnlich nimmt der Mann nur eine Frau und zahlt nach Annahme der Werbung seitens des Mädchens und dessen Vaters einen geringen Kaufpreis. Bei den Awaren steht jedem Mädchen das Recht zu, sich nach ihrem Wunsche einen Mann zu nehmen; sie geht zu ihm ins Haus, und er muß sie dann heiraten. Mädchenraub kommt bei den Andi, aber auch nur noch selten vor.

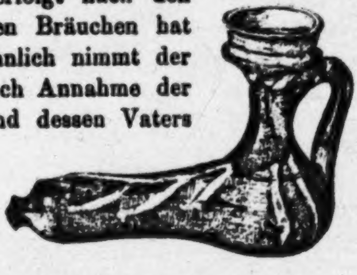


Abb. 470. Lampe aus rötlichem Ton mit weißen Strichen, Kasikumuchen ($^1/_4$ n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Berlin)

Bei den Dido wird ein eigenartiger Brauch als Rest davon geübt: zwei Freunde des Bräutigams gehen zur Braut ins Haus, werfen ihr einen Schafpelz über den Kopf und ziehen sie daran auf der Straße, wo sie von den Leuten mit Schmutz beworfen wird, bis ins Haus des Bräutigams. Noch klarer ist ein Hochzeitsbrauch der Andi von Tindi: die Braut reitet, begleitet von Frauen und von bewaffneten Männern, die Fackeln auf hohen Stangen tragen, dem Bräutigam entgegen, der mit ähnlichem Gefolge kommt. Wo die Züge aufeinanderstoßen, beginnt ein Scheingefecht; man sucht Gefangene zu machen und sich gegenseitig die Fackeln auszuschießen. Die Braut wird inzwischen von ihren Freundinnen den weiblichen Angehörigen des Bräutigams übergeben, die sie ins Haus des Bräutigams führen; dieser kommt bald darauf mit zwei Freunden als Wächtern (vgl. S. 762) und hat mit der ihm Angetrauten einen heftigen Kampf zu bestehen.

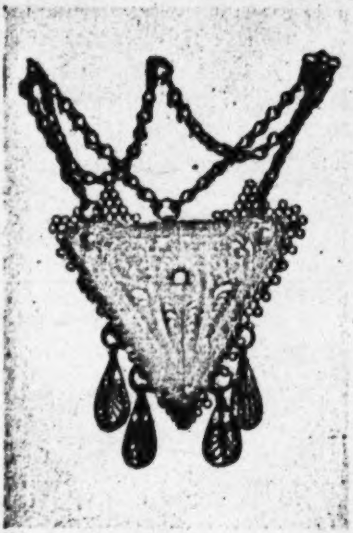


Abb. 471. Silberner Brustschmuck mit Filigranarbeit, Lesghier (1/4 n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde, Berlin)

Die Dido sollen früher auch Blutsverwandte geheiratet und dieselbe Sitte wie die Großrussen gehabt haben, die bei den Kürinern von Kurusch noch besteht: daß der Vater seinen minderjährigen Sohn mit einem erwachsenen Mädchen verheiratete, mit dem er dann selbst lebte; die Kinder fielen nach erlangter Volljährigkeit des Sohnes diesem und dem Vater je zur Hälfte zu. Bei den Inguschen übernahm früher der älteste Sohn nach dem Tode des Vaters dessen Frauen außer der eigenen Mutter.

Die Frau trägt keinen Schleier, wird gut behandelt und genießt in ihrem Bereich volle Freiheit; sie verfügt über ihre Mitgift, darf erben und vermachen. Scheidung ist sehr leicht; der Mann spricht sie aus, oder die Frau flüchtet zu ihren Eltern. Die Awarinnen sind sehr reizbar, so daß sie bei Untreue des Mannes sich hinreißen lassen, ihn zu ermorden, und umgekehrt tötet der Mann die schuldige Frau mit dem Dolch. Entführung wird mit Blut gesühnt (vgl. S. 717), doch willigt der Mann oft in friedliche Abtretung.

Die Kinder werden oft sehr lange, bis ins fünfte und sechste Jahr, gesäugt. Die Rufnamen der Tschetschenen sind noch nicht durch mohammedanische verdrängt worden, die männlichen entstammen meist dem Tierreich: Wolf (bors), Bär (tscheburs), Hase (pagal), Adler (ersu), Falke (leg), Taube (chokši), Hund (poe), Schwein (chaka); weibliche: Blume (dziesok), Engel (maleika),

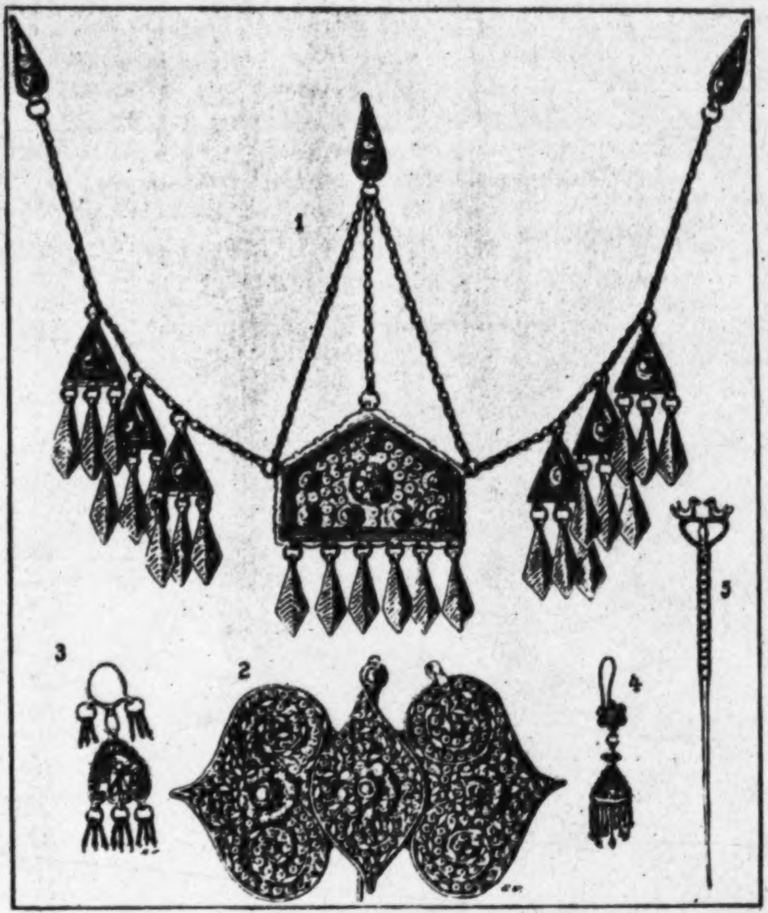


Abb. 472. Lesghischer Silberschmuck: 1 Brustgehänge aus Botlich; 2 Gürtelschließe; 3 und 4 Ohrgehänge; 5 Haarnadel (1/3 n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Kalbsreiterin (asir-vachara), die auf einer Hündin Reitende (osialivachara).

Tod. Bestattungen erfolgen jetzt nach islamischem Brauche. Früher gaben die Tschetschenen Verstorbenen, die in voller Kleidung und Bewaffnung beigesetzt wurden, drei Brote und Schnaps mit ins Grab, an dem mit seinem Pferde genau so wie bei den Tscherkessen (s. S. 766) verfahren wurde, und die Frauen klagten dort eine Woche lang. Am Tage nach der Beerdigung fand die „Begräbniserinnerungsfeier" statt, wobei alle Verwandten und Bekannten bewirtet wurden; die von ihnen verzehrten Speisen kamen nach ihrer Meinung dem Toten zugute. Später wurde die „Bett-Gedächtnisfeier" abgehalten, nach welcher der Verstorbene im Jenseits sein Bett verlassen durfte; sie war verbunden mit Wettschießen und Wettrennen, und vier von den Pferden wurden ihm und seinen Vorfahren gewidmet. Nach zwei Jahren wurde die „große Gedächtnisfeier" begangen, und nach dem vierten durfte die Witwe die Trauer ablegen und wieder heiraten. Da sie trotzdem noch als Eigentum des Verstorbenen galt, beanspruchten dessen Angehörige nach ihrem Tode ihre Leiche, um sie neben seinem Grabe zu bestatten. Für Frauen und Mädchen waren keine Gedächtnisfeiern gebräuchlich.

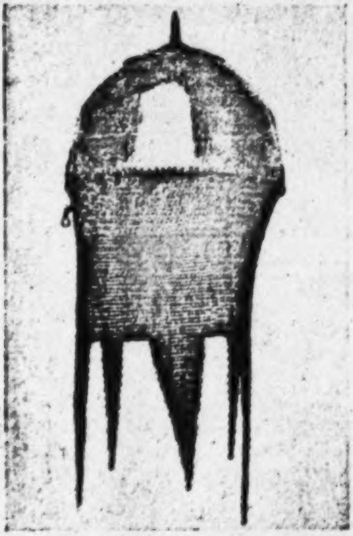


Abb. 473. Helm, Tschetschenen (Museum für Völkerkunde, Berlin)

Auf den mit Steinplatten und Brettern ausgeschlagenen Gräbern werden Denksteine (vgl. Abb. 492) aufgestellt. Gräber von Glaubenskämpfern sind heilig und durch eine daneben aufgepflanzte hölzerne Lanze mit weißem oder rotem Wimpel gekennzeichnet (vgl. Band II, 1, Abb. 244); meist erhebt sich über ihnen ein Häuschen oder Kuppelbau. Die Inguschen und Laken pflegen auf den Gräbern nach alter Weise Steine kastenförmig aufzuhäufen und einen mannshohen Stein darauf zu stellen. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert setzte man die Toten in kegel- oder hüttenförmigen Grabbauten (kaša) von 4×4 m Grundfläche und 8—10 m Höhe mit zwei bis drei Reihen Luken bei; man legte sie darin auf die steinernen Wandbänke und gab ihnen Nahrung und alle möglichen Gerätschaften mit (vgl. S. 738f. und Abb. 494). Außer diesen Sippentotenhäusern trifft man an vielen Stellen in der Tschetschnja noch solche mit Vorraum und Kuppeldach, die von der Art der erwähnten westossischen zu sein scheinen, und auf den Bergen unterirdische, die älteren Ursprungs sein dürften.

Glauben. Der Islam hatte im Daghestan schon gegen Ende des achten Jahrhunderts festen Fuß gefaßt, während er in der Tschetschnja, wo das Christentum angeblich im vierten Jahrhundert von Georgien aus eingeführt worden sein soll, zwar auch eingedrungen, aber bald wieder verschwunden war. Erst im achtzehnten Jahrhundert übernahmen die Tschetschenen ihn von neuem von den Kymyken und Kabardinern und waren im neunzehnten Jahrhundert zusammen mit den benachbarten Lesghiern eifrige Mitstreiter der Glaubenskämpfer Kasi-Mullah und Schamyl gegen die Russen (bis 1859).

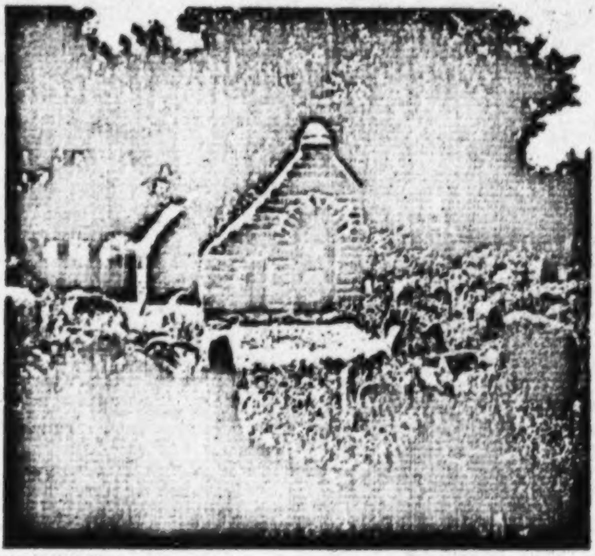


Abb. 474. Awarische Grabhäuser, Kreis Sakatal
(Phot. A. Dirr)

Zwei Derwischorden (tarikat, vgl. Bd. II, 1, S. 394) haben unter ihnen Anhänger gefunden; die Nakschubendi und die Kunta-Sekte, vom Mullah Kunta-Chadschi in den sechziger Jahren gegründet. Sie tragen die Gebetschnur, den Rosenkranz, um den Hals, umarmen sich, beten laut (šikra), bilden bei ihren Andachten eine Kette, klatschen in die Hände, wiederholen dauernd und immer schneller: „la illachā il allach“ (= es gibt keinen Gott außer Allah) und drehen sich wie die Mehlewi im *Kreise*, bis sie besinnungslos umfallen.

Die Moscheen (mä'äbed) gleichen im Daghestan den persischen, in der Tschetschnja unterscheiden sie sich nicht von gewöhnlichen Häusern und sind ohne Minaret, der Geistliche (budun = Ausrufer) ruft vom Dach oder vor der Moschee zum Gebet.

Lesghier und Tschetschenen erfüllen getreu die äußerlichen Vorschriften des Islam, sie waschen und baden sich täglich fünfmal, geben Almosen, pilgern nach Mekka, um als „Chadschi“ zurückzukehren. Das Gebet verrichten die Awaren mangels einer Moschee auf Steinaufbauten (von 2 × 3 bei 1 m Höhe) in der Nähe einer Quelle oder eines Flusses. Zu den Gräbern von Heiligen (pir-kend) macht man Wallfahrten; so begeben sich z. B. kürinische und udische Frauen an das Grab des Suleiman in Liga, wohl um Kindersegen zu erbitten.

Nur wenige sind Christen, wie die Uden, von denen die in Nisch wohnenden armenisch-gregorianisch, die in Wartashen orthodox sind. Reste alter Kirchen sind im Daghestan nicht vorhanden, in der Tschetschnja dagegen eine größere Anzahl. Die besterhaltene ist die Tchaba-erda (= der Heilige der 2000) bei Pui im Assatal, etwa 15 m lang, mit Säulenvorhalle und mit Bildhauerwerken geschmückt, die nicht georgischer Art sind. Jährlich einmal wallfahrteten die Inguschen noch vor hundert Jahren dahin und opferten Tiere, welche ein alter Priester (tsain sag) schlachtete; Gehirn und Knochen wurden nach dem Festschmaus in die Kirche gebracht. Im Juni zogen sie nach einer hochgelegenen Höhle im Assatal beim Dorfe Wapila, worin sich ein eisernes Kreuz befand; zu Pfingsten und zu Neujahr, das drei Tage früher als das christliche fällt, auf die Berge, um in einer alten Kirche im Gau Metschal dem heiligen Gaiaerd Flinten, Kugeln und Kerzen zu opfern. Auch bei den Kisten sind Heiligtümer vorhanden, die dem heiligen Georg und der heiligen Maria geweiht sind (vgl. S. 744). Christlicher Herkunft ist auch die mit dem Sonntag (chkyrude, vom griechischen kyrios = Herr) beginnende Woche der Tschetschenen; die anderen Tage werden mit ersten, zweiten Tag usw. bezeichnet, der Sonnabend mit ša'at (= Sabbat).

Bei den Lesghiern scheinen sich Reste ihrer vorislamischen Religion kaum erhalten zu haben, und auch bei den Tschetschenen sterben mit den älteren Leuten die Überlieferungen über ihre Götterwelt und deren Kult aus. Ihre Gebete und Opfer richten sie, auch wenn sie für andere Götter und Geister bestimmt waren, stets mit an den Schöpfer der Welt, den Vater der Götter (Dela, Dala). Eine große Rolle spielten der Gott des Donners (Seli), dessen Tochter (Seli Sata) die Beschützerin der Jungfrauen war; die Sonnengöttin (Dela Molch) mit ihrer Mutter Asa, gegen deren Aufgangsort die Betenden schauten und auch ihre Betplätze gewendet waren, während Monde und Sterne weniger beachtet wurden; die auf dem Kasbek thronende „Mutter der Stürme" (Dardsa-närilk), deren sieben Söhne (Dardsa-kuangish) zum Himmel flogen, wo sie noch jetzt zu sehen sind (Großer Bär); der einäugige Herr der Wälder und des Wildes (Elta), den auch die Lesghier noch unter dem arabischen Namen Abdal (= Diener Gottes) kennen. Andere Naturgottheiten waren: die „Mutter der Gewässer" (Chi-nana), der Schutzherr des Getreides und des daraus erzeugten Bieres und Schnapses (Meler-erda); der Gott des Krieges (Molzy-erda). Das Wesen einiger anderer Gottheiten, die allgemeine Verehrung genossen, denen Heiligtümer (elgyts) oder alte Kirchen geweiht waren und Opfer an Vieh, Brot, Bier, Schnaps, Kerzen, Geld und Wertsachen dargebracht wurden, wie: Tuschol, der besonders von Frauen verehrt wird, Miar, Amgali-erda auf dem Berge Artz-choi, Tamysh-erda auf dem „Roten Berge" (inguschisch: budur lam) beim Dorfe Chuli, Mätseli auf dem Mätty, ist nicht mehr klar erkennbar. Gewisse Einzelheiten sprechen dafür, daß sie Fruchtbarkeitsspender waren, aber ihre Verehrung wurde offenbar mit dem Ahnenkult verquickt und blieb auch an den Kirchen haften, die zur Zeit der größten Ausdehnung des georgischen Reiches und des Christentums in der Tschetschnja an Stelle heidnischer Betstätten errichtet worden waren.

Die Ahnenseelenverehrung war bis zuletzt lebendig geblieben, und jede Sippe und die daraus erwachsenen Dörfer, Gaue und Stämme hatten ihre besonderen Schutzgeister (erda, inguschisch tsu). Die Tschetschenen glaubten, daß die eigentliche Seele des Menschen, sein „Wesen" (taram) nach seinem Tode in gleicher Weise wie zuvor weiterlebe, während die Lebenskraft mit dem Körper zusammen sterbe; jene aber wandere nach Westen unter die Erde ins Jenseits (Deli-Ailli), wo sie sich zu den Seelen früher verstorbener Verwandten, zu ihrer Sippe geselle. Auch eine Eheschließung im Jenseits kannten sie, wobei der Vater eines verstorbenen Burschen das Anerbieten des Vaters eines verstorbenen Mädchens nie ablehnte, obwohl er einen hohen Brautpreis zahlen mußte (vgl. S. 811).

Vom Christentum und vom Islam übernahmen die Tschetschenen die Begriffe Hölle (džodžocheth) und Paradies (ageret), die von einer Vergeltung für gute und böse in dieser Welt (deli-machli) vollbrachte Taten. Für jede Seele ist im Himmel ein hölzernes Gerippe vorhanden, das zu schaukeln und mit Fleisch sich zu bedecken beginnt, sobald der Körper stirbt und die Seele auf einer Leiter zum Himmel emporsteigt; hier belebt sie den ihr bestimmten Körper, der aber je nach ihrem Verhalten auf Erden schön oder häßlich ist. Ebenfalls aus dem Islam sind die Vorstellungen von guten und bösen, den Menschen wohl- oder übelgesinnten Geistern (džin), von Teufeln (šaitan) übernommen, während die bösartigen Waldteufel und -frauen (almas) wie anderswo (s. oben S. 714) einheimischen Ursprungs sind.

Die Seele des Ahnen war auch der Schutzgeist (Seli) des häuslichen Herdes, und ihm war der Mittwoch (Ker-Seli) geweiht. Herd mit Kessel, Haken, Kette, Feuer, Asche galten als heilig; von ihm nahm die Braut beim Verlassen des Elternhauses feierlichen Abschied, und der Mörder fand wie bei den Albanern den Schutz des Hausvaters, sobald er die Kesselkette anfaßte, selbst wenn es ein Haus der ihm feindlichen Sippe war. Der Schwur auf die Ahnenseelen galt als der schwerste, und bei Setzung von Grenzsteinen und bei Landteilung rief man ihre Rache auf den herab, der die Abmachungen bräche. Dem säumigen Schuldner oder einem mutmaßlichen Diebe drohte der Geschädigte, daß er auf dem Grabe seiner Vorfahren einen Hund schlachten werde, wenn er nicht Ersatz leiste oder sich durch einen Eid reinige.

Der Verehrung der Götter und der Ahnen dienten Heiligtümer (elgyts), kleine Hütten von der Art der Totenhäuser (kaša) mit ein oder zwei Türen auf der Ost- und Nordseite, in denen Hörner und Geweihe und weiße Zeichen (rytš) als Opfergaben niedergelegt wurden (vgl. o. S. 741). Im Gau Chamchin opferte man auch neben Friedhöfen bei viereckigen Steinsäulen, in denen auf der Ostseite eine Nische ausgemeißelt war, in die der Betende seinen Kopf neben einer brennenden Kerze legte. An dem Heiligtume betete die Sippe, das Dorf oder eine größere Gemeinde jährlich einmal und brachte Schafe, Bier, Schnaps, eine besondere Festspeise (tegum) und Brote, wovon eines dreieckig sein mußte, als Opfergaben dar, die dann gemeinsam verzehrt wurden.

Die Opferpriester (tsain-sag) wurden von den Inguschen auf Lebenszeit gewählt, oder sie gehörten nach Herkommen einer bestimmten Sippe an. Sie befaßten sich auch mit Traum- und Zukunftdeuten, und wenn einer eine Gottheit gekränkt hatte, bestimmten sie durch das Werfen von Losen — drei Stäbchen aus einem Löffel — die zu leistenden Opfer (vgl. Abb. 561). Neben ihnen gab es Wahrsager (dzyryk), die sich während der Nacht im Heiligtum mit einem Ohr auf den Boden legten und so eine Mitteilung der Gottheit erwarteten. Wahrsagerinnen pflegten für ihre Zwecke Hammelknochen, Spiegel, Steine und ähnliches zu verwenden.

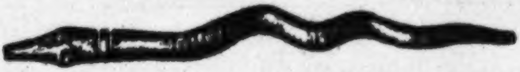


Abb. 475. Messingschlange, soll darunter vergrabene Wertsachen gegen Diebstahl und Verderben schützen ($^1/_2$ n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Berlin)

Als Abwehrzauber nähen die Küriner Amulette in die Kleider am Rücken ein, und Regen suchen die Andi auf dieselbe Weise wie die Balkanvölker herbeizuzaubern (vgl. auch S. 770): ein Mädchen wird, ganz in Blätter und Zweige gehüllt, von den übrigen im Gesang um Regen bittend, durch das Dorf geführt, dann baden alle im Fluß und opfern ein Schaf. Den bösen Geist, der im Kopfe Schmerzen verursacht, holt man heraus, indem man mit einem Messer ein Loch in den Schädel des Kranken schneidet (Trepanation). Für einen vom Blitz Erschlagenen schlachtete man dem Urheber des Todes, dem Donnergott — wie die Ossen (s. S. 816), die Abchasen und Tscherkessen (s. S. 769f.) —, ein Tier, gewöhnlich eine Kuh zum Opfer und hängte deren Haut und Kopf an einer Stange auf.

Von **Rechtsbräuchen**, die älter als die weltlichen und religiösen Gebote (adat und šariat) sind, ist wenig bekannt. Blutrache wird bei den Awaren noch geübt.

Bei den Inguschen spielte, wie oben erwähnt, vor hundert Jahren der Hund eine ähnliche Rolle, wie es bei den Ossen (s. S. 823) und bei den Chewsuren (s. S. 747) der Fall ist, wenn ein Mann bei einem anderen ein Verlangen durchsetzen will. Ein Schuldner oder ein des Diebstahles Beschuldigter mußte am heiligen Felsen (jerda), zu dem Hundeknochen und -kot gebracht worden waren, schwören und dabei anerkennen, daß seine Ahnen die Ahnen des Klägers auf den Schultern tragen sollten, wenn er die Wahrheit verleugne.

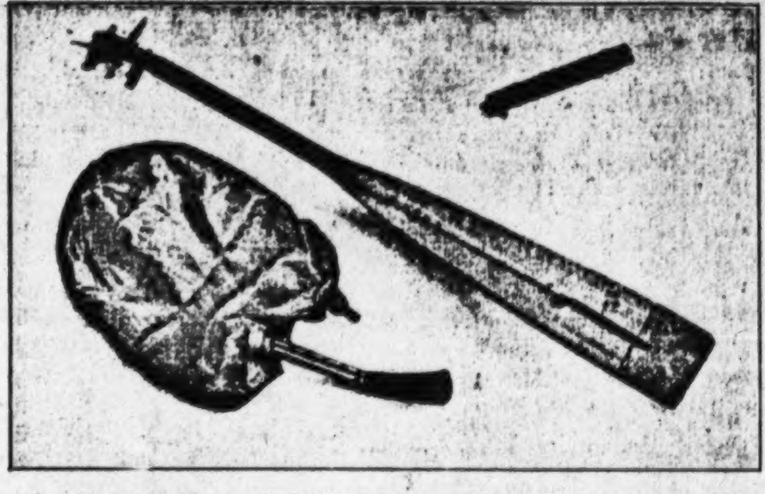


Abb. 476. Dudelsack, Laute, Pfeife, Lesghier (Nach M. v. Déchy)

Der Islam hat es bewirkt, daß ein großer Teil des Lesens und Schreibens kundig ist. Knaben und Mächen lernen den Koran lesen und vor allem tatarisch schreiben, da dieses im östlichen Daghestan die allgemeine Verkehrssprache ist, während es im Westen das Awarische ist.

Spiel und Tanz. Bei den Inguschen tanzten früher die Männer allein, einzeln oder in Reihen und Kreisen in Begleitung von Schalmeien, Dudelsack oder Pfeifen, und ebenso tanzten die Frauen unter sich, wobei ihnen ein blinder Spielmann aufspielte. Der lesghische Tanz, der von allen kaukasischen Völkern übernommen worden ist, versinnbildlicht das Werben des Mannes um das scheue, fliehende Weib; die Tänzer bewegen Kopf und Arme sinngemäß, den Körper halten sie möglichst gerade, während sie mit den Füßen kleine, sehr schnelle Schritte seitwärts machen. Auch Waffentänze sind gebräuchlich: ein einzelner Mann tanzt zwischen Dolchen, die in der Erde stecken, oder er hält solche in den Händen und zeigt seine Geschicklichkeit in deren Handhabung. Die Begleitmusik liefern beim Tanz eine Trommel und eine Klarinette, beim Singen die Laute (awarisch t'ara) oder die Geige (tschetschenisch tšuandurki) mit je zwei oder drei Saiten.

4. Indogermanische Völker

a) Die Ossen

Die Ossen, bei Ptolemäus im zweiten Jahrhundert n. Chr. Ossilier genannt, hießen bei den arabischen und mittelalterlichen Schriftstellern Assen oder Alanen, beim russischen Chronisten Nestor (um 1100) Jossi.

In den ersten Jahrhunderten n. Chr. hatten sie das Gebiet zwischen dem Don und dem Asowschen Meere inne, das wahrscheinlich von ihnen seinen Namen hat, und bildeten einen Teil der Alanen, deren Hauptmasse von den Goten und Hunnen am Beginn der Völkerwanderungen mit nach Westen fortgerissen wurde (vielleicht rührt der Name der moldauischen Hauptstadt Jassy, gesprochen Jaš, von ihnen her). Im neunten und zehnten Jahrhundert scheinen sie durch die Chasaren und im zwölften und dreizehnten durch die Mongolen nach Süden an den Terek und Kuban, und schließlich im vierzehnten Jahrhundert durch die von der Krim her eindringenden Kabardiner in ihre jetzigen Wohnsitze gedrängt worden zu sein. Ursprünglich waren sie, bzw. die Alanen, ein mächtiges Reitervolk, das den Georgiern, Persern, Byzantinern und Chasaren, Söldnertruppen lieferte, aber durch innere Zwistigkeiten und durch Kämpfe mit den Georgiern und später mit den Kabardinern wurden sie an Zahl stark vermindert und wirtschaftlich und kulturell herabgedrückt, wozu auch die Rauheit und die Unfruchtbarkeit ihres jetzigen Wohngebietes beitrug.

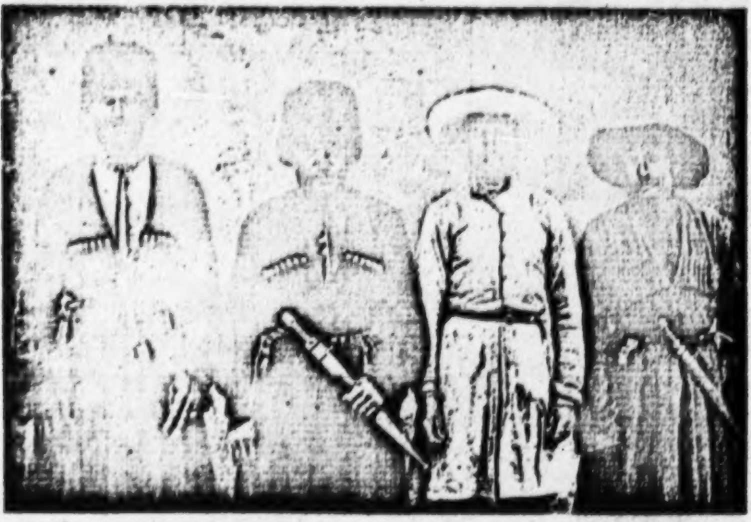


Abb. 477. Tagaurische Ossen aus Tschmi (Phot. A. Dirr)

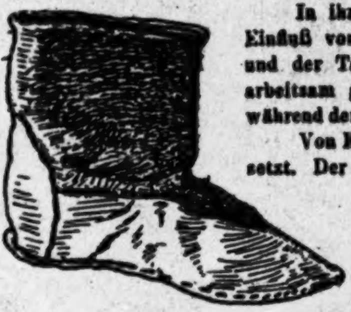


Abb. 478. Filzstiefel mit Lederbesatz, Ossen (1/6 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

In ihrer geistigen Veranlagung äußert sich der Einfluß von Umwelt und Nachbarschaft: der Digore und der Tagaure wird als verschlossen, ehrlich und arbeitsam geschildert, der Kurtaline als offenherzig, während der Alagire gutmütig und schwerfällig sein soll.

Von Körperbau sind die Ossen mittelgroß, untersetzt. Der Schädel ist mittellang bis kurz, gewöhnlich flach bis mittelhoch; das Gesicht breit, die Nase groß und gerade, das Kinn kurz und rund, die Lippen schmal. Die Gesichtsfarbe ist hell — Kinder sind oft rotwangig —, die Augen meist blau oder grau, seltener braun, die Haare bei der Mehrzahl blond, rötlich oder hellbraun. Blondheit und Blauäugigkeit scheint im Süden häufiger zu sein als im flacheren Norden, wo wahrscheinlich Mischungen mit dunkelfarbigen Völkern (Lesghiern, Kabardinern u. a.) stattgefunden haben. Wegen dieser Hellfarbigkeit von Haaren und Augen, sowie wegen mancher Ähnlichkeiten in der Sprache, im sachlichen und geistigen Besitz (s. u.), nahmen verschiedene Forscher Verwandtschaft mit den Germanen an; jedoch kann man bei näherem Zusehen nur vermuten, daß blonde Elemente, die bei den Nordindogermanen überwogen, vom Norden abgewandert, mit diesem Teil der Iranier verschmolzen und in der Mehrheit blieben; ob germanische Bestandteile, etwa von den Goten u. a., die ja bis in ihre Nähe vordrangen, dazugekommen sind, ist sehr fraglich. Die kulturellen Erscheinungen, die zu derselben Annahme verleiteten, lassen sich teilweise auch bei ihren Nachbarn nachweisen, anderes als altes indogermanisches Erbgut vermuten, während anderes, besonders religiöse Bräuche und Anschauungen, gerade im Gegenteil auf starke Beeinflussung seitens der alteinheimischen Bevölkerung, bzw. Mischung mit ihr hinweisen (s. u. S. 813ff.).

Die **Kleidung** der Männer (Abb. 477 u. 480) weicht von der im Kaukasus üblichen nicht wesentlich ab; sie besteht aus einem baumwollenen Hemd, einem dunklen Untergewand aus Baumwolle oder Wolle (kurat), darüber einer grauen oder schwarzen Tscherkeska (tsok'a) aus grobem Tuch mit Patronentäschchen auf der Brust, Ledergürtel (rona), engeren oder weiten Hosen (šarovari, šalbar) und dazu bei schlechtem Wetter einem Kapuzenmantel (nimat). Auf dem kahlgeschorenen Kopfe tragen sie im Sommer weiße, weitrandige Filzhüte (chud, chode), im Winter Ziegenfellmützen (papach) und

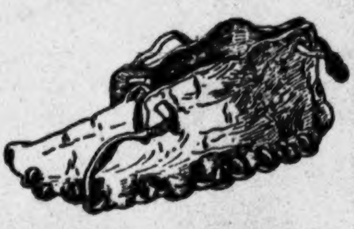


Abb. 479. Kletterschuh aus Leder, Ossen (1/6 n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

darüber fast immer ein Tuch aus grober Wolle (baslak). An die Beine ziehen sie dicke Wollstrümpfe (mestalt'ä), Ledergamaschen (zengoit'ä) und leichte Sandalen (dzábyrt'ä) aus weichem Leder oder

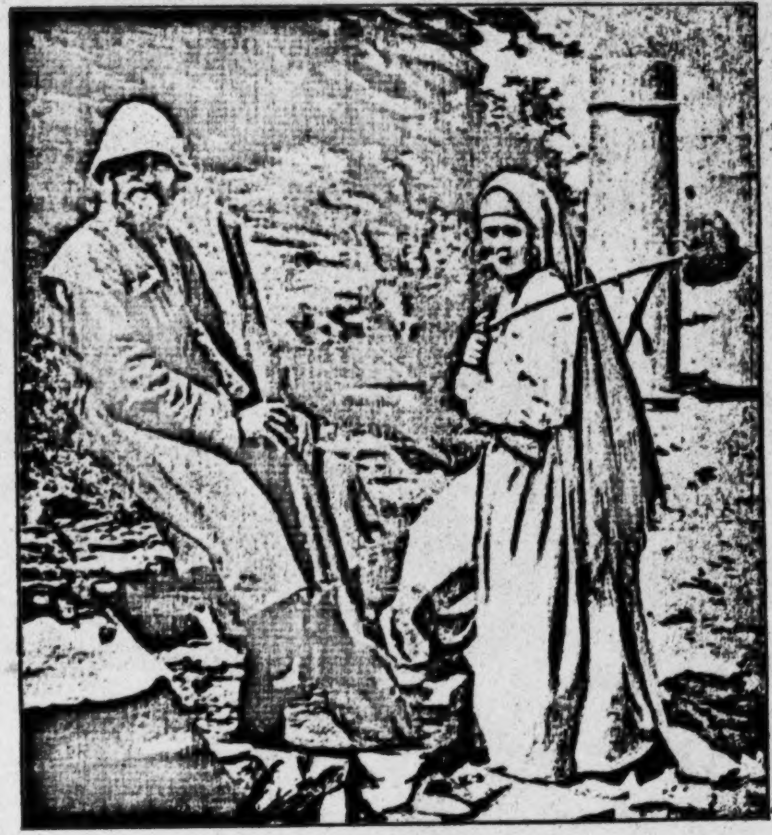


Abb. 480. Osse und *Frau*, ein Mehlgefäß tragend (Nach Graf J. Zichy)

Filztuch, dazu auf der Straße Überschuhe mit dicken, aus Bindfaden oder Riemen geflochtenen Sohlen oder zum Bergsteigen Schuhe aus Fell (artä'it'ä) mit Sohle aus Riemengeflecht und Graseinlage (Abb. 478 und 479). Wie andere Kaukasier tragen sie am Gürtel einen Dolch (kata), dazu früher noch Säbel (achsagard), Pistole (dambatsa) — jetzt Revolver (kerrach) und Gewehr (top').

Die Frauenkleidung (s. Abb. 481) ist gewöhnlich rot oder blau. Sie besteht aus weiten Kattunhosen (šarovari), weißem Hemd, langem Untergewand (carnador-chadona) mit weiten Ärmeln, das mit silbernen oder goldenen Borten (bit) und am Halsausschnitt mit silbernen Spangen verziert ist, einem ebenfalls mit Borten und Silberzieraten versehenen Brustlatz oder offenem Jäckchen und einem kurzen Überrock mit engen Ärmeln, über den ein silberbeschlagener Gürtel gelegt wird. An den Füßen tragen sie wie die Männer Wollstrümpfe und Sandalen, auf der Straße Überschuhe. Den Kopf bedecken die Mädchen mit einer karbadinischen Mütze (s. S. 753), die Frauen, gemäß strengem Sittengebot, nach der ersten Geburt mit einem Tuch (narban, fata), und es ist für sie eine schwere Beleidigung und Schmach, wenn man ihnen das Tuch herunterreißt.

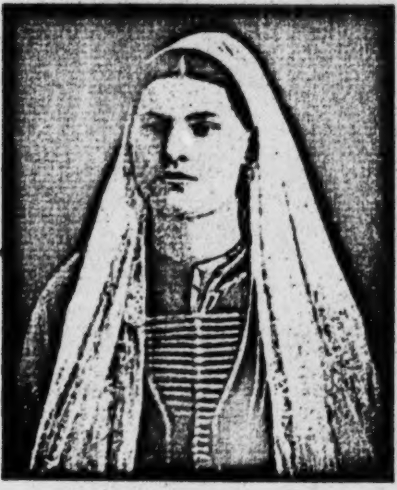


Abb. 481. Ossin (Nach R. v. Erckert)

Siedlung und Wohnung. Die Dörfer im Unterland sind teilweise ziemlich ausgedehnt, im Mittelgebirge umfassen sie zwanzig bis dreißig, weiter oben fünf bis sechs Gehöfte, die terrassenförmig an den Berghängen angelegt sind, und im Hochgebirge liegen die burgartigen Gehöfte einzeln verstreut.

Die Häuser an der Nordgrenze Ossiens sind in der Art der tscherkessischen und kosakischen aus Lehm und Flechtwerk gebaut, während im südlichen Unterland Holz, im Gebirge Steine als Baustoff benutzt werden.

Die Häuser im Süden (s. Abb. 482) werden aus Balken mit einem oder zwei Stockwerken errichtet und mit Rinde oder Brettern verschalt. Im Hofe, der von einem Lattenzaun umgeben ist, stehen außer den Wirtschaftsgebäuden kleinere Hütten auf Pfählen mit flachem Dach für die verheiratete Nachkommenschaft. Die Häuser im Oberlande gleichen in Bau und Raumbestimmung den chewsurischen (s. S. 725); sie lehnen sich an Berghänge an und sind wie die georgischen Hütten zum Teil darin hineingearbeitet. Der Hof (kand) ist mit einer hohen Mauer umbaut, auf deren Ecken öfters kleine Türme sitzen, und in ihm stehen außer Misthaufen, Pflügen (sibirr), Schlitten, Schleifen, Wagen (uardun) und anderen Wirtschaftsgeräten Speicher (gondon) und im Süden kleinere Hütten, davon eine für Gäste, falls kein drittes Geschoß mit Gastzimmer vorhanden ist. Im Dorfe oder vielerorts auch in jedem Gehöft ragt ein hoher Wehrturm (s. Abb. 484) in der Art der chewsurischen empor.

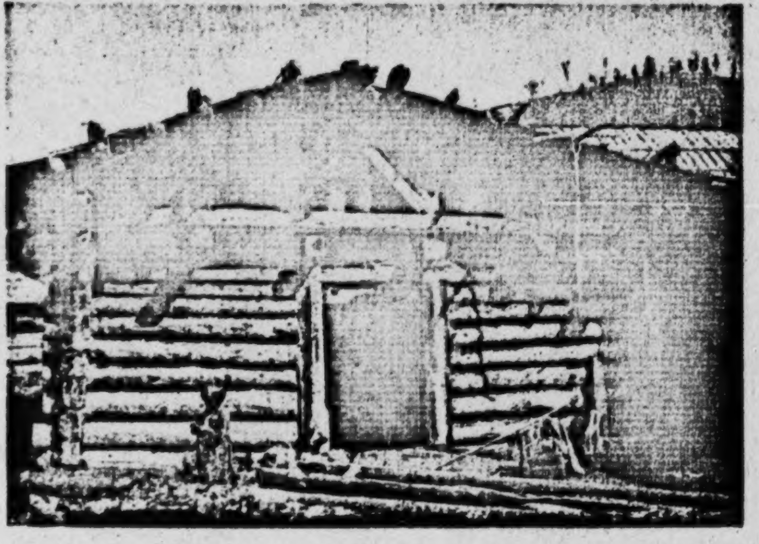


Abb. 482. Tualisches Wohnhaus, Ossen (Phot. A. Dirr)

Der größte Raum, bei zweigeschossigen Häusern im Oberstock, dient als Küche und Wohnzimmer. In der Mitte ist eine Steinplatte für das Herdfeuer in den Estrich eingelassen, über ihr hängt an einem Querbalken (vālardigatta) der eiserne oder kupferne Kessel (arraist) an einer eisernen Kette (rachis); der Rauch zieht durch eine aus Zweigen geflochtene und mit Lehm und Kuhmist beschmierte Röhre oder durch eine steinerne Esse, die das flache, mit Lehm oder Steinen bedeckte, an zwei Seiten offene Dach nur wenig überragt oder unterhalb davon endigt. An zwei Wänden stehen niedrige Bänke (banden) mit Bogenhölzern statt der Füße, auf die sich fast nur die Männer setzen, während die Frauen meist auf dem Boden kauern. Der Sippenälteste aber benutzt einen besonderen, dreibeinigen Stuhl mit reich geschnitzter Rückenlehne (kalatkin) oder einen Sessel mit Rücken und Armlehnen (darsbandon) oder einen vierbeinigen mit Querleisten statt der Lehnen, oder einfache dreibeinige Hocker (s. Abb. 430). Andere Geräte sind: dreibeinige runde Tische (kachkin), Feuerzangen (artsisken), Feuerschaufeln (aslan), Bratspieße mit vier langen Spitzen, Backtrog (aring), Butterfaß u. dgl.; auf Wandbrettern neben dem Herd ist allerlei blankgescheuertes Geschirr aus Holz, Kupfer, Ton, Glas aufgestellt, und an den Wänden hängen Kleider, Waffen u. ä.

Im zweiten Zimmer (chossan) steht die Schaukelwiege, und als Betten — im Gegensatz zu anderen Morgenländern — viereckige, beschnitzte Kästen mit Füßen und hohen, durch eine Querleiste verbundene Pfosten an den vier Ecken, welche mit Teppichen und Betten ausgepolstert werden. Aus dem Wohnzimmer führt eine Tür in die Vorratskammer (kabits), worin auch der Hausgeist (safa) wohnt.

Wirtschaftliches. Im Unterlande beschäftigen sich die Ossen vorzugsweise mit Ackerbau. Es herrscht hier das Dreifeldersystem: im ersten Jahre wird auf das frisch gedüngte Feld Weizen oder Mais, im zweiten Gerste gesät, im dritten liegt es brach. Außerdem bauen sie etwas Roggen, Hafer, Hirse (galma), in den Hausgärten (sagaradon) Erbsen, Bohnen, Gurken, Zwiebeln, Lauch, Kartoffeln. Das Getreide wird mit der Sichel, Gras mit der Sense geschnitten. Im Gebirge ist das Ackerland (chugent), das nach Viertelhektaren (bongen = Tagesarbeit, vgl. das deutsche Morgen) gemessen wird, an den Berglehnen sehr knapp und durch Sturzregen und Steinschlag ständig bedroht; Roggen und Gerste sind hier die Hauptfrüchte. Deshalb überwiegt die Viehzucht, besonders werden Schafe gehalten, weniger Ziegen, Pferde und Rinder, obwohl die Kuh noch immer als Wertmesser dient. Das Vieh bleibt im Sommer über Nacht in einem mit einer Steinmauer oder einem Flechtzaun eingehegten Viehhof nebem dem Hause — im Winter im Hausstall —, wo Kühe, Ziegen und Schafe gemolken werden, und wo auch der Mist sorgfältig gesammelt wird, um ihn als Dünger zu verwenden und um Brennziegel daraus zu machen (s. S. 730).

Die Jagd liefert jetzt keinen wesentlichen Beitrag mehr zum Lebensunterhalt, ebensowenig der Fischfang, bei dem sie neben Angeln (einfachen Drahthaken an einer kurzen Schnur aus weißen Roßhaaren und langer Rute) Netze und Reusen verwenden.

Die Männer verrichten die schweren Arbeiten, wie Pflügen, Dreschen, Zimmern, Mauern; ferner fertigen sie hölzerne Geräte an, Pelzmützen, Schuhe, Sättel, Pferdegeschirr u. a. Von Handwerkern finden sich nur Schmiede und Schlosser, Töpferei scheint zu fehlen;

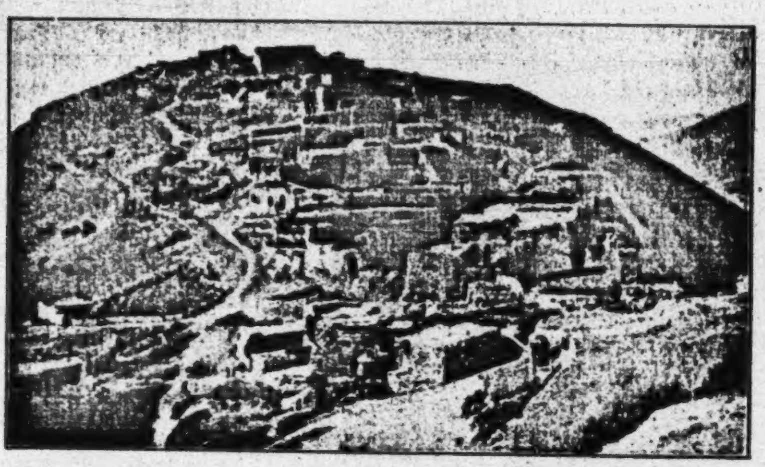


Abb. 483. Kamunta, digorisches Dorf am Aigamugi-don, Nebenfluß des oberen Uruch (Nach M. v. Déchy)

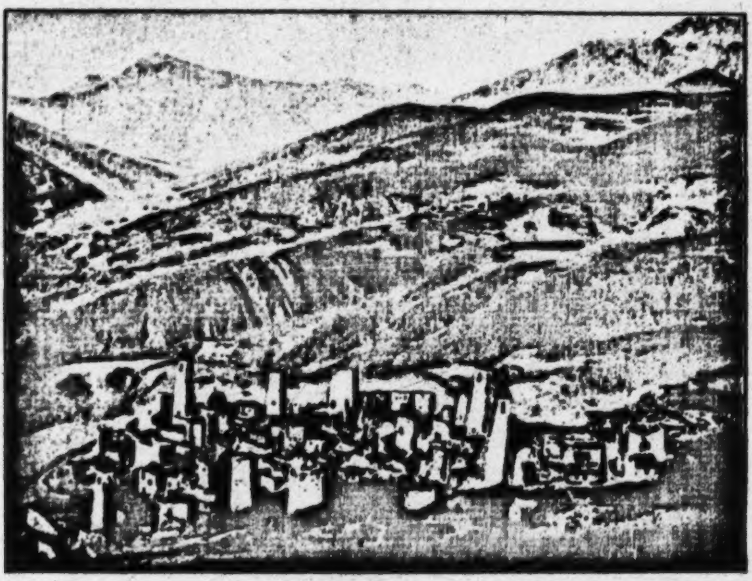


Abb. 484. Dorf Arsi, ossisches Bergland (Nach G. Nioradze)

[p. 805]

in waldreichen Gegenden treiben die Männer Holzflößerei und -handel als Nebenerwerb. Die Frauen haben die Hauswirtschaft und das Vieh zu besorgen; sie spinnen (s. Abb. 488,1), weben, machen silberne und goldene Borten, Schnüre und Männerhüte aus weißem, dünnem Filz, holen Brennholz aus dem Walde, Mehl von der Mühle u. a. m. (s. Abb. 480).

Die Nahrung der Ossen besteht hauptsächlich aus Gersten- und Roggenbrotfladen (tšurek), Milch, Käse, Bohnen- und Maissuppe (basu), allerlei Kräutern, Zwiebeln und Knoblauch in Salzwasser (zachdon), Rettich, rotem Pfeffer. Fleisch wird fast nur an Festtagen verzehrt, meist Schaffleisch, gekocht oder in Stücke geschnitten und am Spieß gebraten (šašlik). Andere Speisen für Festtage oder zur Bewirtung von Gästen sind: Schaffleischsuppe, Brot aus Mais- oder Weizenmehl, das aus dem Unterlande geholt wird, in Butter gerösteter Käse (dzika), runde, mit Käse gefüllte Kuchen (chabišin, achtšin). Dazu trinken sie Gerstenschnaps (araki), Meth (rung), schwarzes, süßes Bier (ludi) und leichtes, helles Bier (bagan) aus Gerste und Hopfen, sowie zwei andere, wohl von den Tataren

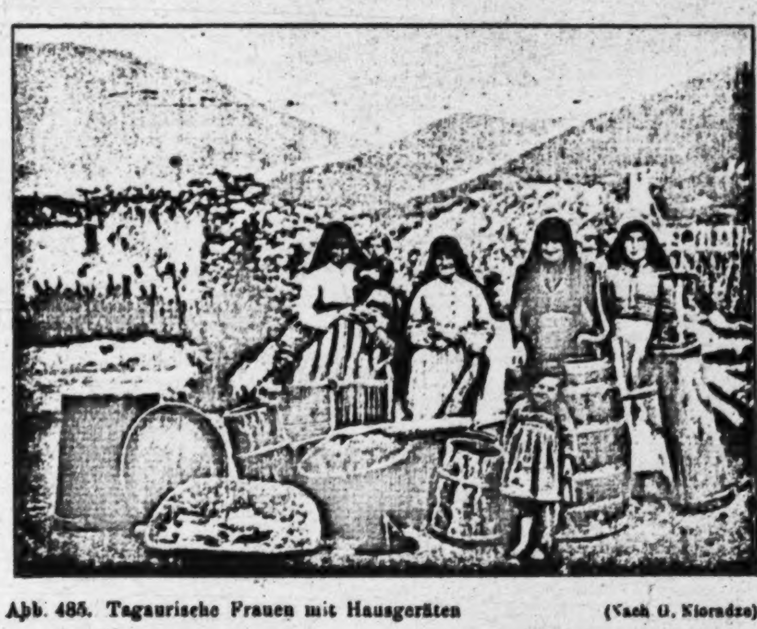


Abb. 485. Tagaurische Frauen mit Hausgeräten (Nach G. Kioradze)

übernommene bierartige Getränke: eines aus Hirse oder Roggengrütze (braga) und das andere (buza) aus Brot, Weizen und Malz. Das von den Frauen gebraute Gerstenbier wird wie bei den Chewsuren an Festtagen in Menge getrunken.

Tagsüber ißt man nach Bedürfnis etwas Brot, Käse u. dgl. Die Hauptmahlzeit wird abends eingenommen, zuerst von den Älteren, dann von den Jüngeren. Vor Beginn werden Gebete gesprochen, und beim Essen wird Mäßigkeit und Zurückhaltung gewahrt; darnach wäscht man sich die Hände über einem Becken, das ein Diener reicht. Abweichend von morgenländischem Brauche benutzen sie dabei hölzerne Näpfe, Teller, Löffel, Messer, Gabeln und Tischtücher.

Gesellschafts- und Familienordnung. Die fünf Hauptstämme der Ossen zerfallen in Unterstämme oder Geschlechter und weiter in Dorfgemeinschaften mit einem Ältesten (chetsau) an der Spitze, und diese wiederum setzen sich aus Sippen oder Großfamilien mit einem Hausvater (aldár) als Oberhaupt zusammen. Die Stellung der Frauen und die Ordnung unter ihnen, die im Hause meist in ihrer Abteilung verweilen, ist in gleicher Weise geregelt wie bei den Georgiern.

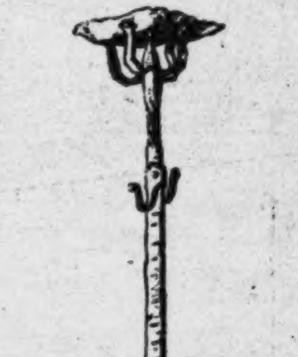


Abb. 486. Eiserner Ständer mit zwei Lampen und einer Kerzentülle. Ossen an der georgischen Heerstraße (etwa $^1/_6$ n. Gr.)

Bei den Kurtalinen und Alagiren herrscht gesellschaftliche Gleichheit, bei den Tagauren dagegen gab es früher, ähnlich wie bei den Flachlandsgeorgiern, vier Klassen: elf Adelsfamilien (aldar), die sich Sklaven halten durften und das ganze Land besaßen; freie Pachtbauern (farsaglag); Hörige (kavdasar), aus Ehen von Adeligen mit Bauerntöchtern als Nebenfrauen (nomuluos) entsprossen und zum Frondienste verpflichtet; Sklaven (gurdsnagi), die verkauft und auch getötet werden durften (bis 1867). Dieselbe Ordnung bestand bei den Digoren, wo die Adeligen „baduliat“ hießen.

Ehe. Die Männer heiraten gewöhnlich mit fünfundzwanzig, die Mädchen mit neunzehn Jahren. Die Anbahnung der Ehe geschieht zuerst insgeheim durch eine von den Eltern des Freiers geschickte Frau und dann bei günstiger Antwort öffentlich durch Freiwerber (minnwartar), die Geschenke überbringen. Dann wird die Verlobung durch einen Ausrufer (γark'anak) bekanntgegeben, der Bräutigam zahlt den Kaufpreis (arγat) von hundert bis hundertzwanzig Rubeln, früher Vieh und Waffen, und bei den Brauteltern wird ein Schmaus und Gelage (kaes) abgehalten. Von da an bleibt die Braut bis zur Hochzeit, auch vor dem Bräutigam, verborgen.

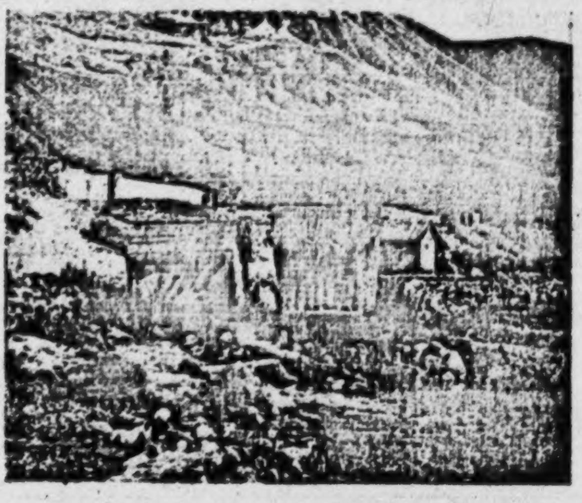


Abb. 487. Turbinenmühle in Dalagkau am Fiagdon
(Phot. A. Dirr)

Wenn der Bräutigam am Hochzeitstage mit seinem berittenen, singenden und schießenden Gefolge (kindzgonta) am Brauthaus angelangt ist, läßt er sich, das Gesicht mit einem Tuch bedeckt, zur ältesten der anwesenden Frauen führen, der er zwanzig bis dreißig Rubel und ein Stück Kattun in die Hand gibt, wofür er einen halben Eimer süßen Rotweins, Speisen und Näschereien erhält, die dann sein Gefolge verzehrt. Inzwischen wird die Mitgift ins Haus des Bräutigams gebracht und der Braut ihre gewöhnliche Tracht angelegt, jedoch der Kopf mit einem Tuch, das Gesicht mit einem Schleier (chisa) bedeckt; darauf geleiten sie der Brautführer (anschuargin) und die Brautführerin (džinarkinmade) zur Kirche, wo der Bräutigam sie erwartet. Nach der Trauung wird sie auf einem mit einem Pferde bespannten Wagen in ihr neues Heim gefahren, wo man sie an der Tür mit Süßigkeiten als Wunschzeichen einer glücklichen und fruchtbaren Ehe überschüttet. Zur Abwehr feindlicher Geister, weswegen auch die Bedeckung der Brautleute geschah, werden auf dem Rückweg Schüsse abgefeuert; beim Eintritt ins Haus halten die Angehörigen des jungen Mannes zu gleichem Zwecke der Neuvermählten Dolche über den Kopf, und aus demselben Grunde zerbrechen Knaben im Schlafzimmer allerlei Sachen und werfen sie hinaus. Dann muß die junge Frau sich vor dem Herd und der Kesselkette verneigen, den Hausgeist (olar-safa) um Segen bitten und der Hausmutter (äfsin) zum Zeichen künftigen Gehorsams die Schuhe mit Fett salben. Darauf wird sie vor das Dorf zum heiligen Stein, dem Sitze der Gottesmutter (made-meiram), der Schutzherrin der verheirateten Frauen, geführt, um deren Segen zu erbitten,

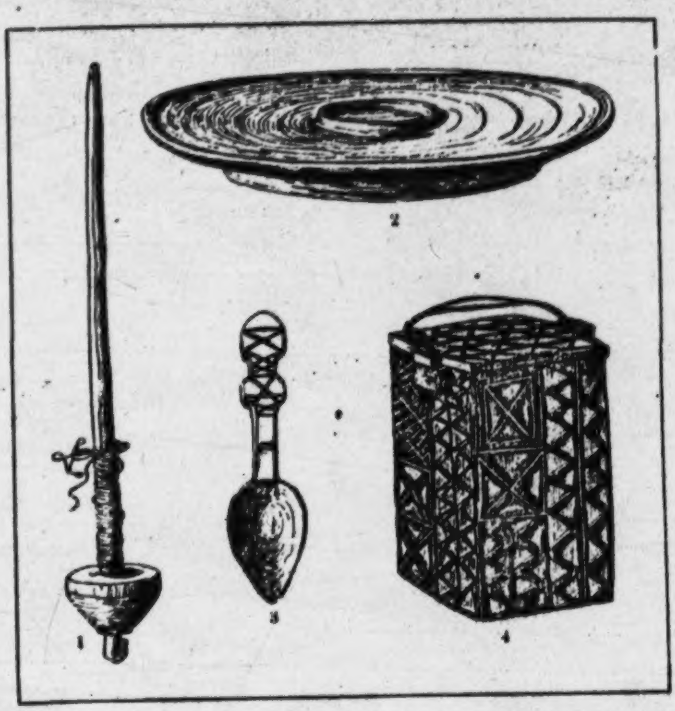


Abb. 488. 1 Spindel, ganz aus Holz (aichui) (1/4 n. Gr.); 2 Platte eines dreibeinigen Tisches (1/6 n. Gr.); 3 Kinderlöffel mit Schnittverzierungen (nideg) (1/4 n. Gr.); 4 Hölzerne, beschnitzte Salzbüchse (2/5 n. Gr.)
(1 und 3 Museum für Völkerkunde, Hamburg, 2 und 4 Museum für deutsche Volkskunde, Berlin)

und schließlich, während die Gäste sich zum Schmaus gesetzt haben, ins Schlafzimmer, das sie drei Tage und Nächte nicht verlassen darf, und wo sie ihr Mann nur heimlich bei Nacht besucht. Nach Verlauf dieser Zeit bringt die Mutter der Frau dem jungen Mann Speisen und Getränke und die Geschenke, die seine Frau für ihn als Braut gearbeitet hat, meist Kleider u. ä., segnet sie beide und läßt von einem Burschen der Frau den Schleier mit einem Bratspieß (chichesan) abnehmen. Das junge Paar beginnt nun das gemeinsame Eheleben.

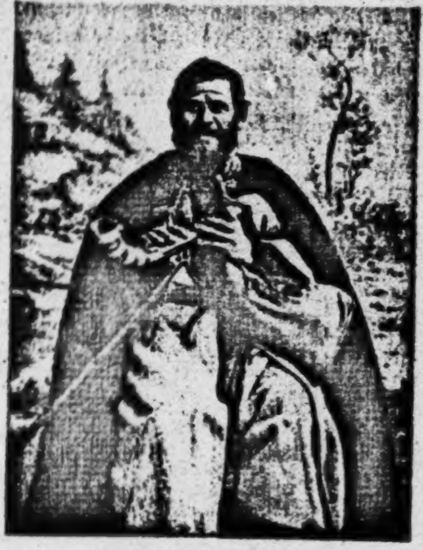


Abb. 489. Ossischer Dudelsackbläser

und die Frau trägt nicht mehr einen Zopf, sondern drei, einen hinten und je einen zu beiden Seiten des Gesichts (Abb. 490).

Die Geburt eines Knaben wird freudig begrüßt; die Eltern werden beglückwünscht, dem Kinde Flintenkugeln von den Männern in die Wiege gelegt; die Geburt eines Mädchens aber gilt als Mißgeschick. Die Kinder werden bis zu zwei, zuweilen sogar bis zu fünf Jahren gesäugt. Ein- oder zweimal im Monat werden sie gebadet, sonst liegen sie in der Wiege, in deren Boden wie in Turkestan eine Röhre aus Holz oder Knochen eingelassen ist, durch die der Harn ablaufen soll. Die Wöchnerin muß nach der Niederkunft zwei Wochen lang im Hause bleiben, ihr erster Ausgang wird gefeiert. Neben einem christlichen bzw. mohammedanischen Namen gibt man den Kindern noch einen einheimischen, der ihr Rufname bleibt. Männliche Namen sind z. B.: Inaluk (= der Neue), Sau-kuj (= schwarzer Hund), Tsärai (= lebe!), Mairan, Kubadi; weibliche: Sardan (= die Lustige), Daubau, Tsada (= Distel), Kjeba, Surme.

Tod. Wenn ein Mann gestorben ist, wird sein Tod durch den Ausrufer (*γark'anak*) im Dorfe verkündet. Die Bestattungs- und Trauerbräuche ähneln denen der Chewsuren (s. o. S. 737f.) in bezug auf die Teilnahme des ganzen Dorfes, Totenklage, Klageweiber, Leichenschmaus, Pferderennen. Am dritten Tage wird der Verstorbene in Filz oder Kattun gehüllt und auf einem Brette zum Grabe getragen.

Hier schlagen sich die männlichen Verwandten auf Stirn und Nacken, die weiblichen raufen sich die Haare und zerkratzen sich das Gesicht mit einem Stein, den sie blutbefleckt ins Grab werfen. Die Witwe schneidet sich die Zöpfe ab und legt sie dem Toten auf die Brust, zum Zeichen, daß sie ihm auch im Jenseits angehören wird. Ein alter Priester (*bach faldisachu*) geht mit drei Verwandten dreimal um den Toten, preist in einer Rede seine Tugenden und Taten, erzählt vom Totenreich (barastyr) und dem Ritt dahin; dann schlägt er das Pferd des Toten, dessen Hals mit weißem Kaliko, und dessen Rücken mit einer Saffiandecke bedeckt ist, mit den Zöpfen der Witwe, gibt ihm Hirse und Schnaps in einer Schale, die an seinem Huf zerschlagen wird. Dann macht man ihm einen Schnitt ins Ohr, und ein Mann galoppiert mit ihm davon. Kaliko und Satteldecke werden an die Armen verteilt. Nachdem der Priester schließlich noch Schnaps und Brot als Totenopfer gespendet hat, wird der Tote ins Grab versenkt.

Nach der Beerdigung findet der Leichenschmaus statt und im Laufe des Jahres bis zu zwölf Gedächtnisfeiern, wozu alle Leute aus dem eigenen und auch aus Nachbardörfern eingeladen werden. Die Kosten dieser vielen Feiern sind so bedeutend, daß manche Sippe dadurch verarmt, aber die Ehrfurcht vor dem Toten verlangt sie und der Wunsch, daß er im Jenseits heiliges Brot, schwarzes Bier und Schnaps habe und nicht Gras zu fressen brauche. Am Freitag der sechsten Woche nach Neujahr, in der „großen Fastenzeit“, in der die „Versammlung der Toten“ stattfindet, stellt man eine Puppe, mit den Kleidern des Verstorbenen bekleidet, auf eine Erhöhung, seine Verwandten und Freunde opfern ihm Schnaps und Grütze vom Gedächtnismahl und verweilen die Nacht in Trauer dabei. Die Witwe muß ein Jahr lang fasten, ein grobes, schwarzes Hemd und Kleid tragen und die Dienste verrichten, die sie sonst ihrem Gatten leistete: das Bett zurichten, eine Kerze anzünden, Waschbecken, Krug und Handtuch halten u. a. Jeden Freitag abend begibt sie sich zum Grabe (wie im Balkan), um dem Gatten Speise und Trank zu bringen.

Ist eine Braut gestorben, dann richten die weiblichen Verwandten die Leiche beim Begräbnis auf dem Friedhof auf, und eine der Frauen entbindet den Bräutigam in deren Namen von dem Verlöbnis und bittet ihn, zu erlauben, daß sie sich im Jenseits einen anderen Bräutigam wähle.

In alter Zeit wurden nur die

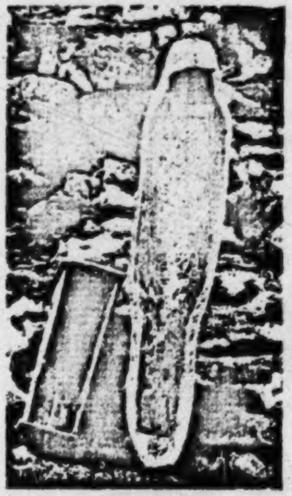


Abb. 490. Särge aus Totenhäusern in Saniba, Ossetien (Phot. A. Dirr)

3

Leichen von Frauen begraben, die von Männern wurden in Ochsen- oder Büffelhäute gehüllt an heiligen Bäumen aufgehängt. Jetzt finden sich in Ossien sechs Arten von Gräbern.

Die neueren mohammedanischen Gräber sind durch einen 1¼ bis 1½ m hohen und 60 bis 70 cm breiten aufrecht stehenden Stein gekennzeichnet, auf dessen Vorderseite, ähnlich wie bei den Serben, unten Pferd und Waffen, oben Koransprüche aufgemalt sind. Die christlichen Gräber der Jetztzeit gleichen den russischen, vorher benützte man Totenhäuser, die sich noch an vielen Orten erhalten haben (Abb. 494). Sie sind wie die chewsurischen aus Schieferplatten mit dauerhaftem Mörtel gebaut, 6 bis 8 m hoch, mit Pyramidendach versehen. Im Innern sind an den Längsseiten Balken und Bretter befestigt, auf die die Leichen gelegt wurden; waren die Bretter voll, dann warf man die Leichen in eine in der Mitte befindliche Grube. Eine Abart davon sind die Totenhäuser im westlichen Ossien, die, von islamischer Bauweise beeinflußt, wie die der Kabardiner und Karatschaier gestaltet sind: der Unterbau ist quadratisch, das Dach vielkantig und spitz; die Leichen lagen darin auf der Erde. In anderen Gräbern waren die Leichen mit Steinen bedeckt und darüber — ähnlich den altserbischen Adelssarkophagen — etwa 2½ m lange und 1 m breite Steinkisten errichtet. Bei der letzten Art stehen, wie in Albanien, unbehauene Steine darauf, die ungefähr 3 m hoch, 60 cm breit und 13—30 cm dick sind. Ob diese beiden Arten ossisch, ob sie nicht älteren Ursprungs, ist noch nicht klargestellt.

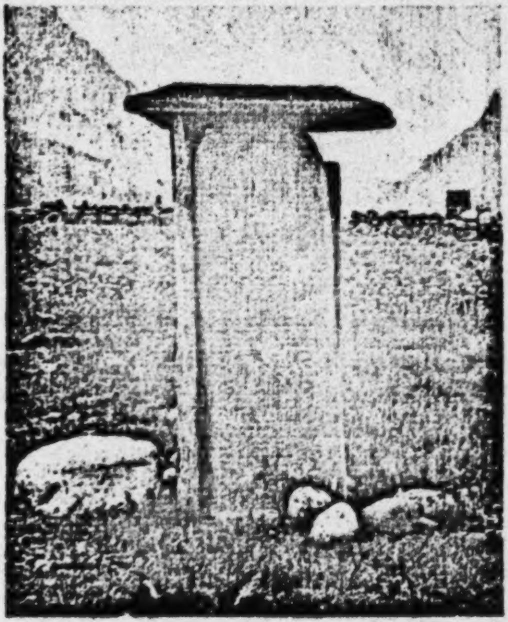


Abb. 491. Ossisches Totenbrett (Phot. A. Dirr)

Glaubensanschauungen und -bräuche. Die Ossen sollen durch König Wachtang Gurgaslan (454 bis 499) zum Christentum bekehrt worden sein, was nicht recht glaubhaft erscheint, da sie damals noch weit nördlicher wohnten. Im zehnten Jahrhundert, als sie am Terek, Kuban und an der Malka saßen, vertauschten sie das Christentum auf kurze Zeit mit dem Islam, und das wiederholte sich im fünfzehnten und noch einmal im achtzehnten Jahrhundert unter dem Einfluß der Kabardiner, die im vierzehnten Jahrhundert eingewandert und damals zum Islam übergetreten waren. Seitdem sind ein Teil ($^{1}/_{4}$ bis $^{1}/_{5}$) der westlichen Ossen, besonders die Digoren im Unterland, Mohammedaner.

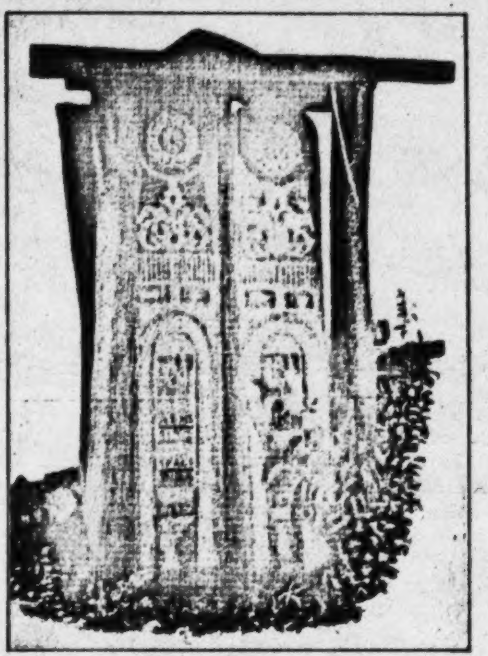


Abb. 492. Ossischer Grabstein neuerer Art, bei Alagir am Ardon (Nach M. v. Déchy)

An vielen Stellen Ossiens finden sich alte Kirchen und Ruinen von ihnen, deren Erbauung wie fast überall der Königin Thamara (1171 bis 1198) zugeschrieben wird (Abb. 496). Es sind aus Steinen ohne Mörtel errichtete Häuschen von etwa 6 bis 8 m Länge und 4 m Breite mit Satteldach, kleiner Tür und einem Fensterloch in der Ostwand; im Innern sind wie in Swanien Gehörne und Geweihe aufgehäuft. Nirgends dagegen sind Reste alter Moscheen vorhanden außer im Westen.

Die Kirchen stehen vielfach neben oder an Stelle alter Heiligtümer (dzuar), wo, wie in Chewsurien, religiöse Feste gefeiert, Ehen eingesegnet, Opfer dargebracht, Beratungen abgehalten werden, Bedrohte Schutz finden.

So steht bei der dem heiligen Elias (Vatsilja) und der Maria (Mariam) geweihten Kirche bei Bagini ein solches: ein großer Haufen Steine, darauf eine hohe Stange mit einem weißen Tuch und daneben einige Stöcke; davor eine lange Reihe paralleler Steinsitze und zwischen ihnen Steinplatten als Tische.

Das angesehenste Heiligtum Rekom (s. Abb. 497) unweit des Zeigletschers ist ein Bohlenhaus mit weit vorspringendem Satteldach, das beiderseits von je vier Säulen gestützt wird; über der kleinen eisernen Tür sind ein eisernes Kreuz mit geschweiften Armen und einige Glocken mit georgischer Inschrift angebracht. Eine niedrige Steinmauer umgibt das Heiligtum und einen Vorhof. Neben dem Hause liegen Wisent- und andere Gehörne als erste Beute von Jägern, Gefäße, Bleikugeln, Pfeile, Lanzenspitzen u. a. und auch im Innern viele Pfeile, Heiligenbilder, Räucherfässer, Kerzen, Schmuck, Gehörne, Geweihe, Teppiche u. a. (Abb. 500). In der Nähe befinden sich zahlreiche Unterkunftshütten aus Steinen mit Bretterdach für die Wallfahrer, die hier vom ersten Sonnabend im Mai an zwei Wochen lang verweilen, opfern, schmausen, tanzen und singen.

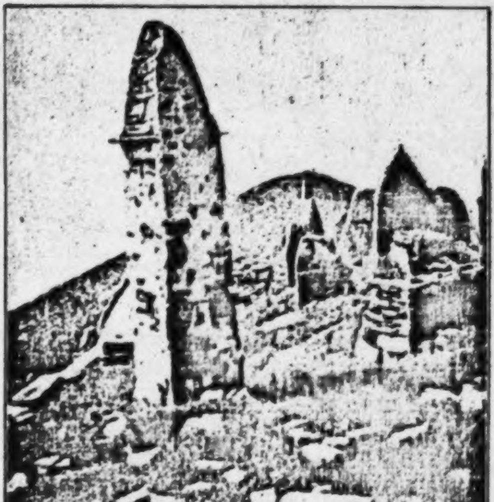


Abb. 498. Alte ossische Grabsäulen bei Alagir am Ardon (Nach M. v. Déchy)

Außerdem haben die Ossen wie die Gebirgsgeorgier, Tscherkessen, Abchasen auch heilige Haine (idavog), aus denen außer den Priestern niemand Holz holen darf; Vorübergehende legen Holz als Opfergabe nieder oder hängen Fäden an die Zweige gewisser Bäume. In dem Haine Dzuare-γade (= Kreuzwald) bei Abanokau in der Trussoschlucht opfern die dortigen Ossen dem heiligen Elias Schafe, verzehren das Fleisch und hängen die Felle an die Bäume. Sie glauben, daß der mit Blindheit vom heiligen Elias gestraft wird, der hier Holz fällt, und daß er nur durch das Opfer eines Ochsen sein Augenlicht wieder erlangen könne.

Auch einzelne Bäume gelten für heilig, und Frauen dürfen sie ebensowenig berühren wie in die Haine und Heiligtümer eintreten. So werden vor einem Baum bei Styr-Digor, in den ein eisernes Kreuz eingewachsen ist, Opfer dargebracht, und an einem hohlen Baume auf dem Berge Tatar-Tun bei Elchot, in denen die Ossen Zeugfetzen, Geld u. dgl. als Opfer legen, wird in jedem Sommer ein eine Woche währendes Fest gefeiert. Auch wird unterhalb der Höhle des heiligen Elias (Vatsilja-legete) am Lamardon, die große Verehrung genießt, und von der man Wunderdinge erzählt, in jedem Sommer ein großes Fest abgehalten, wobei dem heiligen Elias Bier, Schafe und Ochsen geopfert werden, und der Priester die Erscheinungen und Vorbedeutungen berichtet, die ihm in der Höhle zuteil wurden.

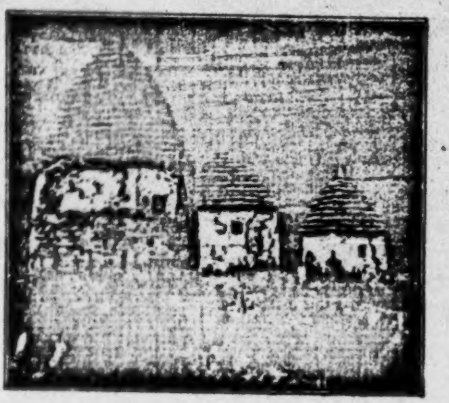


Abb. 494. Ossische Totenhäuser (Phot. A. Dirr)

Wie schon aus dem bisher Gesagten hervorgeht, haben Christentum und Islam nur sehr oberflächlich auf die Anschauungen der Ossen eingewirkt und deren Kern nicht berührt. Die sich Christen Nennenden gehen wohl zur Kirche, halten die christlichen Fasten und Feste ein, sprechen von Gott, Christus und manchen Heiligen, und die Mohammedaner führen die Waschungen aus, fasten am Ramasan und haben den Freitag als Feiertag, aber daneben halten sie fest an der Verehrung ihrer alten Gottheiten und Geister, ihrer Heiligtümer und an ihren eigenen Bräuchen.

Der höchste Gott Chutsau der Ossen, der in allen Gebeten mit angerufen wird, wohnt im Himmel; er ist der Herr über Gutes und Böses und entsendet es durch seine Boten. Barastür ist der Totenrichter, Amon bewacht den Weg vom Paradies zur Hölle, und Kurdalegon ist der himmlische Schmied, der die Rosse der Toten beschlägt. Andere sind Naturgeister, wie Machamath, der Sohn der Sonne, Chemethan, der Sohn des Mondes, Buduri-isad, der Schutzherr der Felder, Chualerdar, der Gott der Ernte, Talvari, der Schützer des Viehes, Avsati, der Herr des Jagdwildes, besonders der Hirsche, Steinböcke, Bergziegen und Wildschweine; Tutyr, der Herr der Wölfe, Dubütür, der Schutzherr der Gewässer, der Fische und der Fischer, Runibara, der Gott der Gesundheit, Saureg-gauar, der Herr der Räuber. Andere sind mit christlichen Heiligen verquickt worden, so ist außer der unbestimmten Gestalt des Sohnes Gottes (K'iristo) der heilige Georg (Vastirdži, Vaskörguj) die volkstümlichste Gottheit, der Beschützer der Wanderer und der Wege; der heilige Theodor (Tutir) der Beschützer der Schafe, Nikolaus der Wundertäter, der heilige Elias (Vatsilja) der Herr über Blitz und Donner wie bei den Russen.

Von jemand, der vom Blitz erschlagen wurde, glauben die Ossen, daß er vom heiligen Elias erschossen sei, weil er ihn beleidigt habe. Verwandte und Freunde tanzen um den Toten und hüten sich zu klagen, um den heiligen Elias nicht dadurch zu erzürnen. Dann wird er am Ort des Todes begraben oder dort, wohin ihn zwei Böcke auf einem zweirädrigen Wagen gezogen haben; am Grabe wird ein schwarzer Bock geschlachtet, und sein Fell auf einer langen Stange aufgehängt.

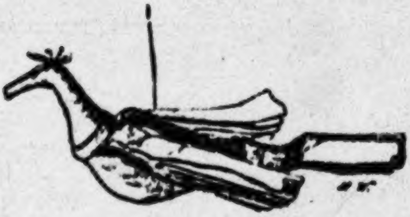


Abb. 495. Seelenhahn aus weißem Kattun mit roten Bändern, Schwanz und Flügel aus Papier, aus einem Grab in Chad am Sadon, westlichem Nebenfluß des Ardon (etwa ¹/₃ n. Gr.) (Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Ahnengeister sind Safa, der Hausgeist und Schutzherr des Herdfeuers, und Fazbaden, der Schutzherr der Sippe. Die Ahnen, die Seelen der Verstorbenen scheut und ehrt man und bietet ihnen alles, was sie im Leben brauchten, damit sie über das Wohl ihrer Sippe wachen und sie fördern. Man errichtet für sie im Walde in der Nähe von Quellen Hütten und stellt eine Bank und ein Bett hinein, damit die Seelen darauf ruhen können; ein- oder zweimal jährlich hält man dort zu Ehren der Toten einen Schmaus ab und läßt für sie Speisen und Getränke zurück.

Von der Seele glauben die Ossen, daß ein Gericht von sechs Männern im Jenseits beschließt, ob sie den Körper, wenn er krank ist, verlassen soll; im Falle der Bejahung erscheint der Tod in der Gestalt eines Wolfes, und der Kranke stirbt. Die Seele schwebt dann über der Leiche, so lange sie im Hause liegt, fährt bei der Bestattung wieder in den Körper, der sich im Grabe noch dreimal aufrichtet, und fliegt dann durch sieben Ringe ins Jenseits, wo sie der Totenrichter (Barastür) ins Paradies (dzenete) oder in die Hölle (zindone) verweist. Im Jenseits nimmt sie wieder die Gestalt eines Menschen an und lebt wie ein solcher; wenn sie alt geworden, verjüngt sie sich durch das Verzehren von Fleisch (wewar) vom Drachen Ruimon. Der heilige Elias befreit die

Menschen auf der Erde von diesem blindgeborenen Drachen, von dessen Gebrüll sie erkranken und sterben; er fesselt ihn mit einer Kette, zieht ihn damit nach oben, und dort hauen himmlische Geister mit Schwertern Fleischstücke von ihm ab, aus denen die Seelen sich „Wawar“ kochen.

Wenn bei einem Heiligtum oder Fest ein blutiges Opfer dargebracht wird, faßt der älteste Mann das gemästete Opfertier (nivondow), Rind, Ziege oder Schaf, zunächst am linken Horn, brennt ihm unter Gebet mit einer glühenden Kohle auf die Schnauze und hinter das rechte Ohr ein Kreuz, gießt Schnaps ins Feuer, trinkt selbst davon und nach ihm ein Knabe. Dann wird das Tier von zwei Burschen geschlachtet, das Blut aufgefangen und verscharrt. Das Fleisch wird in einem Kessel gekocht und beim Festschmaus verzehrt; ein Stück gekochte Lunge wirft der Älteste mit Fett und Kuchen (täiri) zusammen ins Feuer. Die Knochen werden darnach an der Opferstätte zusammengelegt, und der Kopf des Opfertieres an einem Baum oder an einer Stange aufgehängt.

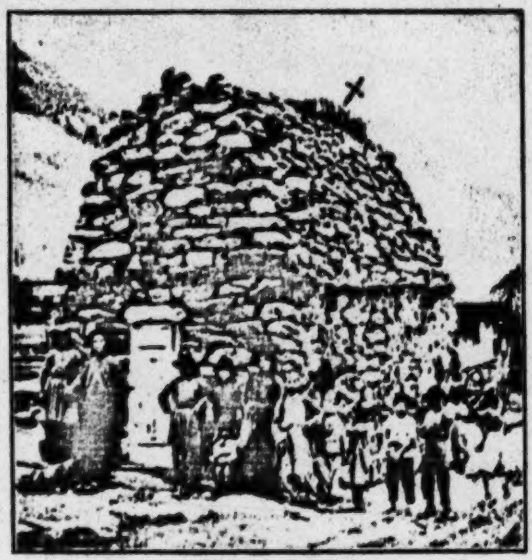


Abb. 496. Ossische Kirche in Nusal am Ardon (Nach G. Nioradze)

Außer den christlichen Feiertagen der georgischen Kirche bzw. des Islam, begehen die Ossen ihre alteinheimischen Feste zu Ehren der obenerwähnten Gottheiten; darunter sind „männliche“, das heißt solche, die nur von Männern mit blutigen Opfern, und „weibliche“, die von Frauen mit Milchopfern gefeiert werden.

Den Gott der Ernte Chualerdar bittet man vor der Ernte (kuft) um Bewahrung der Schnitter vor Verletzungen. Sein Hauptfest findet im Herbst statt. Dabei wird dem Hausvater zunächst eine zentnerschwere Garbe aus Hirse, Gerste, Roggen und Weizen gebracht, die er nach den Fruchtarten auseinandernehmen und daraus Schnaps, Schwarzbier, Grützbier usw. bereiten läßt. Beim Schmaus, für den Geflügel, Schafe und Ochsen geschlachtet werden, streut die Hausmutter einige Körner aus und bittet den Gott um viel Hirse und Vertreibung von Ratten und Mäusen.

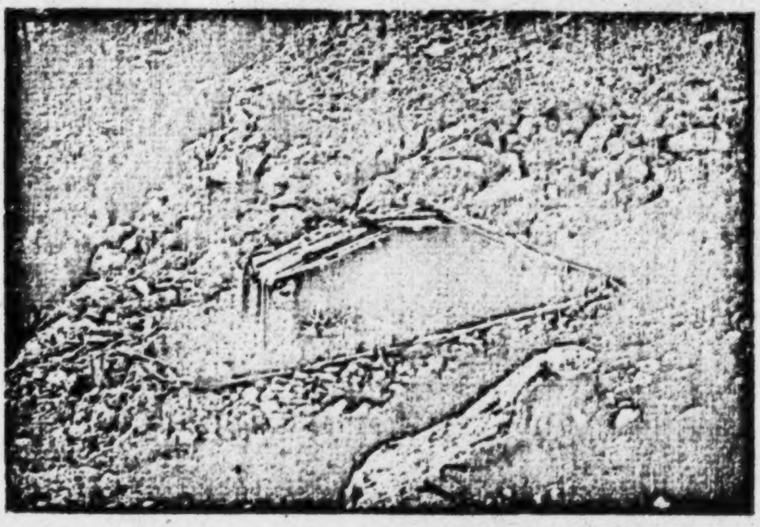


Abb. 497. Nationalheiligtum der Ossen am oberen Zeja-Bach
(Phot. A. Dirr)

Zum Feste des Hausgeistes (giniata) wird ein Bock geschlachtet und sein Blut vergraben. Um Mitternacht sprechen die Männer in der Scheune Dankgebete und bitten den Schutzgeist um Segen im nächsten Jahre; darnach trinken sie Hirsebier (kumal) und essen Schnitte von Bocksleber (achsarfanbas), die gekocht und zu je fünf, sieben oder zwölf in Eingeweidefett gewickelt und an einem Stöckchen geröstet worden waren. Darauf findet im Hause das Festmahl statt.

Am Neujahrsvorabend, am letzten oder vorletzten Freitag im Dezember, sitzt die ganze Sippe am Herdfeuer, und der Hausvater betet, dankt Gott für das vergangene und bittet um Segen im neuen Jahr. In der Nacht ziehen die Kinder im Dorfe umher,

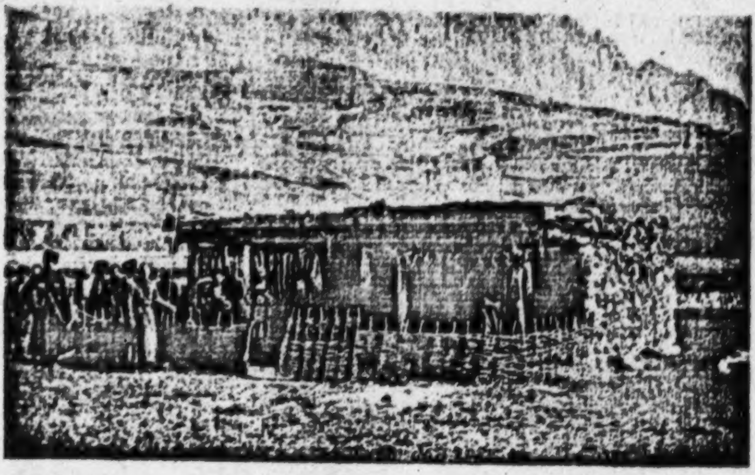


Abb. 498. Ossisches Versammlungs-, Fest- und Bethaus, Dargavs
(Phot. A. Dirr)

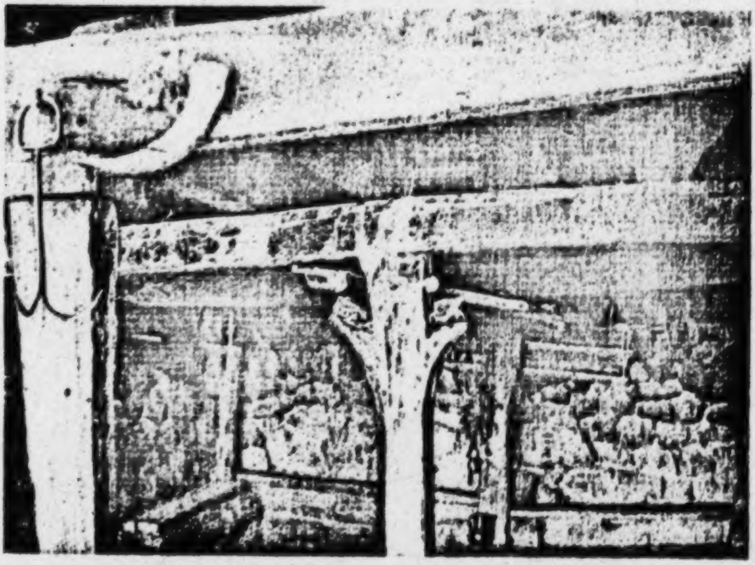


Abb. 499. Festgelageraum im Dzivgisdzuar (Phot. A. Dirr)

[p.819]

werfen die Körner in die Häuser und singen, daß Gott viel Glück geben möge, einen Sohn, Gesundheit, Erntesegen, Jagdglück u. dgl. Der Schluß dieser Lieder „Haltet uns nicht auf, wir müssen noch in andere Häuser gehen“ erinnert an die bei uns gebräuchlichen. Am Neujahrsmorgen zündet der Hausvater ein Strohfeuer auf dem Hofe an, damit seine Eltern das ganze Jahr im Jenseits davon genügend haben. Tagsüber wird dann getanzt, gesungen, getrunken und geschmaust, wobei es unter anderem große Kuchen (deda) und Gebäck in Form von Rädern, Pflügen, Eggen usw. gibt, damit diese Geräte der Sippe Ernteglück bringen.

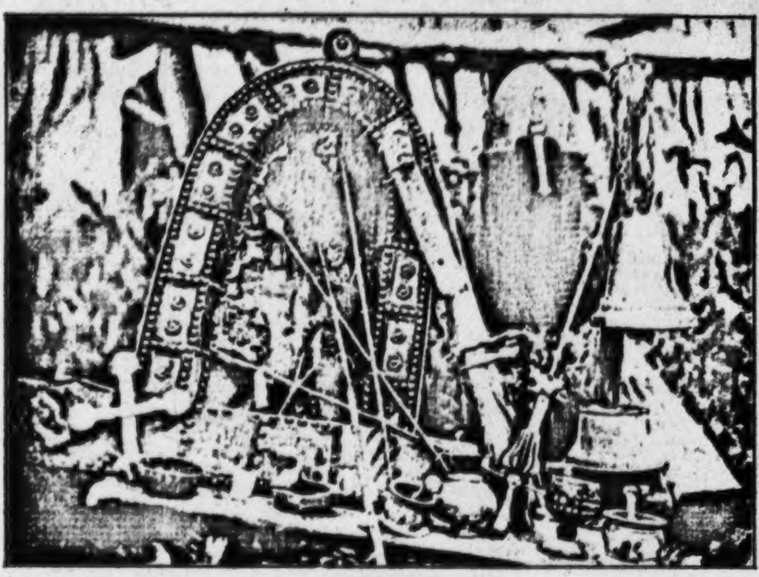


Abb. 500. Opfergaben im Heiligtume Rekom (Nach G. Kleradze)

Am Mittwochabend zwischen Weihnacht und Neujahr schlachtet der Hausvater vor der Tür für den Gott des Bösen ein Lamm und bittet ihn, daß er das Opfer, Speise und Trank annehme, ihm Vieh und Besitz nicht raube, seiner Sippe kein Leid tue, sondern daß er seine Macht nicht ausüben und verschwinden möge. Lunge und Hals des Tieres werden gebraten, das Fleisch gekocht; von diesem legt der Hausvater, nachdem die übrigen sich entfernt haben, ein Stück auf den Tisch, unter einen Mantel, und man glaubt, daß der Gott davon ißt. Das Fleisch wird in der Nacht beim Festmahl verzehrt, und die Knochen werden in eine Grube geworfen, die der Hausvater vor der Tür gegraben hatte. Um den bösen Geist nicht zu reizen, vermeidet man dabei, den Namen des höchsten Gottes auszusprechen. Dieser Brauch und der Glaube an diese Gottheit weisen auf iranischen Ursprung hin.

„Weiblich" ist das Fest der Maria, welches die Mädchen gegen Ende des Herbstes bei einer alten Frau feiern. Das älteste von den Mädchen bittet den höchsten Gott und „Allarde" um einen Freier, Schutz vor Krankheit und bösen Weibern, und darauf nehmen alle einen von den bereitstehenden Kuchen, aus deren Füllung sie den Beruf ihres künftigen Mannes erkennen: Korn bedeutet einen Ackerbauer, Käse einen Viehbesitzer u. dgl.

Die Verehrung des Gottes der Gesundheit (Runibara) ist auch Sache der Frauen. Wenn ein Kranker wieder gesundet ist, gehen die Frauen von seiner und von benachbarten Sippen zu einem heiligen Baum, wo die älteste von ihnen Käsekuchen niederlegt und ihn, heilige Lieder singend, mit Milch begießt. Darnach verzehren sie die Kuchen und einen gedörrten Stör (kaf), der zuvor über dem Kopfe des Kranken gehängt hatte. Als Weihegabe binden sie durchlochte Silbermünzen an den Baum; wer sie stiehlt, den wird nach der Meinung der Ossen dieselbe Krankheit befallen.

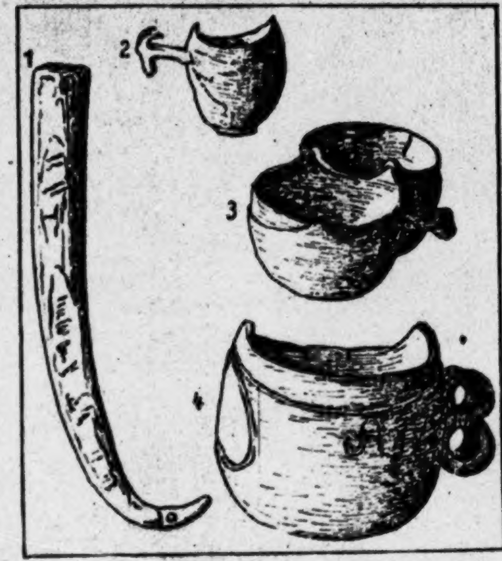


Abb. 501. Ossische Trinkgefäße: 1 Schnapsgefäß (Ziegenhorn) aus dem Dzuar Gulikan (žed) (1/7 n. Gr.); 2 Hölzerne Biertasse (kus) (1/6 n. Gr.); 3 Hölzerne Biertasse, Zwillingsgefäß, aus dem Dzuar Gulikan (1/6 n. Gr.); 4 Hölzerne Biertasse (kusgen) (1/5 n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Wenn ein Kind an Pocken erkrankt ist, bitten die Mutter und ihre Freundinnen, drei Brotfladen mit brennendem Weihrauch über dessen Bett haltend, die Pockengeister (alaurdi) um Heilung und versprechen ihnen im Lied, das sie dabei singen, Käsekuchen, Stieropfer, schwarzes Bier, silberne Flügel u. a.

Böse Geister, die Haus und Hof schädigen könnten, schreckt man wie in Makedonien durch Pferdeköpfe und Knochen ab, die an der Hofmauer oder am Zaun aufgehängt werden. Kinder und Vieh sucht man gegen böse Geister — der Glaube an den „bösen Blick“ scheint nicht vorhanden zu sein — durch Amulette zu schützen (s. Abb. 502); so hängt man Kindern z. B. Säckchen mit Wolle, Eisen und Mohn um.

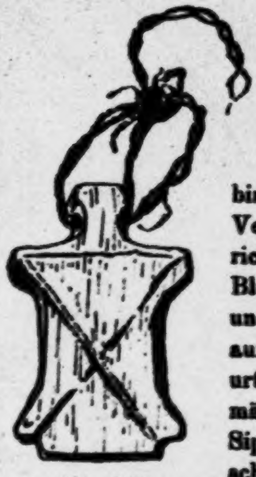


Abb. 502.
Amulett für Opferochsen, Ossen
(2/5 n. Gr.)
(Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Rechtsanschauungen und -bräuche. Die Grundzüge des ossischen Gewohnheitsrechtes sind dieselben wie in dem der Gebirgsgeorgier. Anstatt der Blutrache kann ein Vergleich (berdzchali) mit Hilfe eines Schiedsrichters (terchoneleg) geschlossen werden; das Blutgeld (kan-algan) wird nach Stand, Geschlecht und Alter verschieden bemessen. Mord kann auch auf andere Weise gesühnt werden: durch Gottesurteil, indem ein durch das Los bestimmtes männliches Mitglied, selbst ein Knabe, aus der Sippe des Ermordeten einmal auf den Mörder schießen darf; oder durch Faldisandsunag, das heißt: der Täter wird am Grabe des Toten diesem im Leben und im Jenseits als Sklave geweiht und verliert alle Rechte, eine Schmach, die ein freier Osse kaum auf sich nehmen wird. Bei Elternmord wird der Täter mit seiner Familie in seinem Hause verbrannt und sein gesamter Besitz verwüstet. Totschlag aus Fahrlässigkeit oder in Notwehr und Tötung eines Diebes werden wie Verwundungen, die man nach Körperteil und Schwere verschieden hoch abschätzt, durch Buße gesühnt; Vieh und Gerstenkörner sind dabei auch hier Maßeinheiten (vgl. S. 747). Raub an Stammesfremden gilt nicht als Verbrechen und wird nur gesühnt, wenn der Geschädigte den Täter kennt. Ein ertappter Dieb darf beliebig lange geprügelt werden, oder er muß das Gestohlene fünffach ersetzen. Entführung eines Mädchens wird durch Heirat und Kaufgeld gesühnt, die einer Frau sowie Verführung ist in gleicher Höhe wie Mord zu büßen.

Katze und Hund werden in ähnlicher Weise verwendet wie bei den Chewsuren und ebenso der Esel. Wenn jemand eine Forderung nicht eintreiben oder für eine Beleidigung keine Sühne erhalten kann, schlachtet er eines von jenen Tieren auf dem Grabe der Ahnen des Schuldners oder Beleidigers; die Seelen der Ahnen sind dann im Jenseits von der Schmach bedroht, von diesem Tier gepeinigt zu werden, was kein Osse zulassen, sondern lieber sofort Zahlung oder Buße leisten wird. — Bei Diebstahl wendet sich der Osse an einen Zauberer (kurismetsok), der dann mit einer Katze zu dem Hause des vermutlichen Diebes oder mangels eines bestimmten Verdachtes im Dorfe umhergeht, um damit anzudeuten, daß dem Diebe ein gleiches, wie eben erwähnt, drohe; darauf wird der Dieb das Gestohlene unweigerlich zurückbringen. Beim Eid faßt der Osse einen Hund am Schwanz oder einen Esel am Ohr; schwört er falsch, müssen die Seelen seiner Ahnen und seiner Angehörigen solche Tiere im Jenseits verzehren.

Nach dem Tode des Vaters wird das Erbe unter die Söhne gleichmäßig verteilt, nur zwei erhalten ein Voraus: der älteste das Haus und etwas Vieh, und der jüngste ebenfalls etwas Vieh und Waffen. Die Töchter erhalten nichts, vielmehr fließt bei ihrer Verheiratung das Kaufgeld ihren Brüdern zu. Ist der älteste Sohn noch unmündig, verwaltet die Mutter einstweilen das Vermögen. Hat die Witwe keine Kinder oder nur Töchter, behält sie es noch ein Jahr bis zur Gedächtnisfeier, dann muß sie es an den nächsten männlichen Verwandten des Verstorbenen abtreten, der sie unterhält, falls sie nicht vom Vater oder Bruder ihres Mannes geheiratet wird, was früher als Pflicht galt. Kinder, die aus dieser neuen Ehe oder unehelich geboren werden, gelten als die des Verstorbenen, erben seinen Namen und von seinem Vermögen, da die Frau zur Mannessippe gehört.

b) Andere Iranier, Inder u. a.

Von den im letzten Jahrhundert eingewanderten Angehörigen europäischer Völker haben nur die Russen als herrschende Schicht einigen Einfluß auf die Gestaltung des geistigen Lebens und des Sachbesitzes der Kaukasier ausgeübt; hingegen haben die Kosaken am Kuban und Terek infolge friedlicher und feindlicher Berührung mit Tscherkessen, Abchasen und Tataren manches von diesen angenommen.

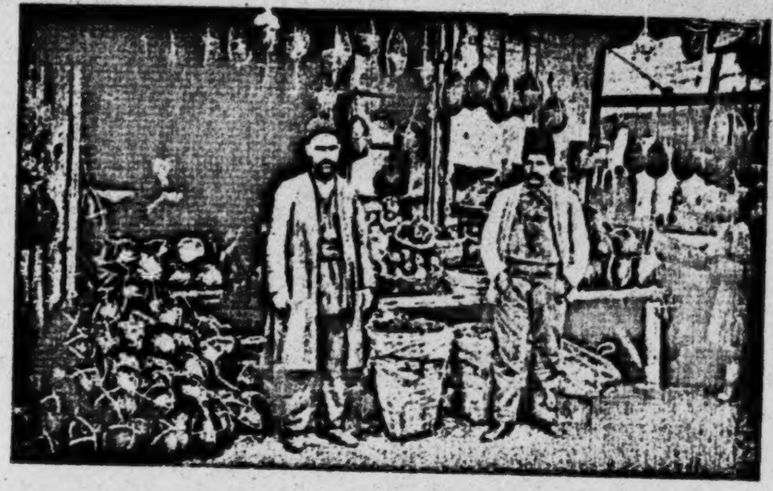


Abb. 503. Persische Fruchthändler in Baku

Von den asiatischen Indogermanen haben die Armenier (s. Bd. II, 1, S. 398 ff.), einen wesentlichen Anteil an der geistigen Entwicklung der Flachlandsgeorgier (s. S. 675) gehabt, und körperliche Verwandtschaft oder Mischung zwischen beiden oder, besser gesagt: des völkischen Grundstockes der Vorderasiaten mit südlichen und östlichen Altkaukasiern, bis zu den Tschetschenen im Nordosten tritt an manchen Orten augenfällig hervor (s. S. 774f.).

Was die Iranier anbelangt, so sind die Kurden (s. Bd. II, 1, S. 400 ff.) wohl erst verhältnismäßig spät mit Georgiern in Berührung gekommen, haben jedenfalls keine Einwirkung von ihnen erfahren oder auf sie ausgeübt, höchstens auf ihre gurischen Nachbarn. Die Sekte der Jesiden, die auch hinsichtlich ihrer Glaubenslehre den Kurden in manchen Stücken nahestehen, hat sich in einigen Orten des südlichsten Kaukasiens niedergelassen (s. Bd. II, 1, S. 403 f.).

Wesentlich anders verhält es sich mit den Persern (s. Bd. II, 1, S. 405 ff.), die seit den ältesten Zeiten teils unmittelbar durch Verkehr oder Besetzung, teils mittelbar über Armenien und später durch die Tataren auf das südliche und östliche Kaukasien in bezug auf Geistesbildung, Kunst, Kriegswesen u. a. stark eingewirkt haben. Als Grenzmal ihrer Macht hat sich bis heute die große steinerne Mauer erhalten, die sich von der Völkerpforte am Kaspischen Meer, von der Stadt

Derbend (persisch = Torverschluß, tatarisch Demir-kapú = eisernes Tor, arabisch Bāb-el-abwāb = Tor der Tore) nach Westen zu 60—70 km weit ins Gebirge hinaufzieht. Sie ist vom Sassanidenkönige Chosrau Anôšarvân (531—579 n. Chr.) zum Schutz gegen die Einfälle der Chasaren und Alanen, gegen die schon sein Vater Kobad (491—531) eine Mauer aus Lehmziegeln gebaut hatte, errichtet und durch zahlreiche Türme und kleine Burgen (kalé) verstärkt worden. Die Verteidigung der Mauer vertraute Chosrau außer einheimischen Stämmen vor allem iranischen Ansiedlern an, die er aus Persien und aus dem Land Sogd, das ist Charesmien und Samarkand, dahin übergeführt hatte. Nachkommen dieser Siedler scheinen die Einwohner der Landschaft Kaitach, die Tabassaraner, zu sein, deren Namen vielleicht aus Tabor-i-Chorassan (= Schar, Leute aus Chorassan) zusammengezogen ist, sowie die Tāt zwischen Baku, Kuba und dem Babadagh und bei Derbend. Die ersteren dürften also aus einer Mischung von Lesghiern mit Iraniern (vgl. S. 674 f.) hervorgegangen sein, demgemäß werden sie von den Tataren āzade chalch' oder chelaiq (= freies Volk) wie alle Lesghier genannt im Gegensatz zu den Tāt, die raijat chelaiq (= unfreies Volk) heißen. Ihr Name wird mit dem der mittelasiatischen Tadschik (s. B. II, 1, S. 412 ff.) in Verbindung gebracht, und ihre Sprache steht dem Neu-

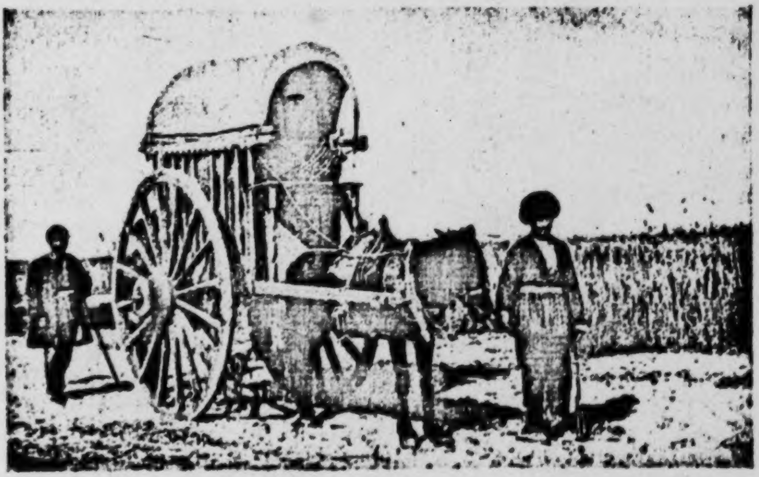


Abb. 504. Zweirädriger Karren, Gegend von Baku

persischen nahe; sie wird auch von den Bergjuden im Daghestan und am Terek gesprochen. Auf ihren alten Friedhöfen und bei ihren Dörfern sind vereinzelte Reste von Bauten zu finden, die auf früheres Christentum hinweisen. Ihre Verwandten, die Talysch im feuchtheißen Lenkoran am Kaspischen Meer, von Aserbeidschaner Tataren umschlossen, sprechen eine andere Abart des Neupersischen, die viel Altpersisches enthalten soll.

Ein Rest der Altperser, Anhänger der Lehre des Zoroaster oder Zerduscht, die Gebern, waren noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in der Ebene von Surachane oder Ateschga (= Feuerland) bei Baku ansässig, wo ein Tempel stand, in dem sie das von einer Gasquelle genährte ewige Feuer verehrten. Sie waren hierher aus Persien übergesiedelt, nachdem sie von dort vertrieben und ihr Haupttempel auf einem Berg bei Jesd zerstört worden war; sie starben allmählich aus, und an ihrer Stelle waren schließlich hindusprechende Glaubensgenossen als Wächter des Heiligtums getreten.

Indischer Herkunft sind auch die wenigen Zigeuner, die im südlichen Kaukasien wandern und armenische Zigeuner (Boša) genannt werden; ihre Sprache ist im Bau westarmenisch, der Wortschatz verschiedener Herkunft.

5. Semitische Völker

Die Sekte der Nestorianer oder Chaldäer (s. Bd. II, 1, S. 404 f.) hat einige Niederlassungen in der Karajasteppe an der Kura und in Tiflis; sie sind aus Persien eingewandert, von wo sie 1827 vertrieben worden waren. Die Perser nannten sie Nasran, die Armenier Aissoren; sie sprechen persisch, beim Gottesdienst aber wird das Aramäische gebraucht. Die Frauentracht ähnelt der jesidischen (s. Bd. II, 1, Abb. 270).

Die Araber, welche im achten Jahrhundert in Kaukasien eingedrungen waren und sich da niedergelassen hatten — 24 000 (?) arabische Familien aus Syrien und aus dem Zweistromlande soll Muslimeh ben Abdul Malik, der 733 nach Derbend kam, in Tabassaran angesiedelt haben —, sind vollständig in den Lesghiern und Tschetschenen aufgegangen (s. S. 774). Man trifft aber zuweilen Leute, die sich noch jetzt ihrer arabischen Abstammung rühmen.

Bergjuden

Die Zahl der Bergjuden (Dagh-Tšufut) soll gegen 30 000 betragen (mit den aus Rußland in den letzten Jahrzehnten eingewanderten Juden zusammen 120 000). In Südkaukasien sprechen sie georgisch, im Osten und Norden tatarisch.

Im siebenten und sechsten Jahrhundert v. Chr. ließen sich Angehörige des Volkes, das sich in Palästina Hebräer und Israeliten nannte und offenbar in Nordsyrien aus Vorderasiaten mit semitischem Einschlag hervorgegangen ist, nach der Umwälzung, die der iranische Vorstoß, bzw. die sogenannte babylonische Gefangenschaft u. a. bewirkt hatte, weiter nördlich in Armenien und Kleinasien nieder, wo sie in den letzten Jahrhunderten vor und in den ersten nach Christi Geburt eine gewisse Rolle spielen. In den griechisch-skythischen Städten Südrußlands sind sie von 100 v. bis 300 n. Chr. inschriftlich nachweisbar, und es ist nicht ausgeschlossen, daß die Karaim (s. S. 869) zum Teil die Nachkommen von diesen Juden sind.

Ein anderer Zweig dieses Volkes hatte sich in Persien oder Medien niedergelassen und sich dort mit Iraniern gemischt. Von da verbreiteten sie sich weiter längs der Westküste des Kaspischen Meeres und kamen, wie es scheint, teilweise als Kriegsgefangene gegen 750 zu den Chasaren, unter denen es damals neben Heiden auch Mohammedaner gab (vgl. die Verhältnisse im alten Turfan, s. Bd. II, 1, S. 345). Durch sie wurde ein Teil der Chasaren veranlaßt, zum Judentum überzutreten (andere wurden gegen Mitte des neunten Jahrhunderts zum Christentum bekehrt), und die Juden gewannen einen so großen Einfluß, daß hundert Jahre später auch der Chagan ihren Glauben annahm, und sein Reich galt fortan als jüdisches, bis es 966 vom Waringer Swjatoslaw von Kiew zerstört wurde.

Von diesen in Medien ansässig gewordenen Juden, die dort die iranische Sprache angenommen hatten, wanderten nach der Mitte des achten Jahrhunderts eine größere Schar im Gefolge der Araber in den Daghestan und die Tschetschnja ein, wo eine Anzahl von Ortsbezeichnungen mit dem Zusatz tšufut (= jüdisch) noch von ihrer einstigen Anwesenheit zeugt. Die in Medien zurückgebliebenen sollen später zu Mohammedanern geworden, und aus ihnen angeblich die Tat hervorgegangen sein (vgl. o. S. 825). Von den ins kaukasische Gebirge eingewanderten tatisch sprechenden Juden wohnen die meisten in Madschalis in der Landschaft Kaitach, südlich von Batalpaschinsk, am Kuban und am Terek, im Bezirk Baku, die georgisch sprechenden im Bezirk Jelisavetpol.

Im Körperbau ähneln die Bergjuden mehr den Nordkaukasiern als den europäischen Juden, den Sephardim und den Aschkenasim. Sie sind von schlanker, mittelgroßer bis hoher Gestalt, haben breite Schultern, vorstehende Backenknochen, Adlernase, dunkelbraune Hautfarbe, schwarze Haare und Augen, kräftigen Bartwuchs. Die Frauen haben länglichrundes Gesicht mit weicheren Zügen und von hellerer Farbe, spitze Nase, schmale Schultern, langes schwarzes Haar.

Die Männer tragen die im Kaukasus weitverbreitete tscherkessische Kleidung: Hemd mit Stehkragen (bešmet), langen Überrock aus Tuch ohne Kragen mit Patronenbehältern auf der Brust, schmalen Gürtel mit silbernen oder goldenen Zieraten, an dem vorn ein Dolch in silberner oder lederner Scheide hängt, Fellmütze, Hosen, Gamaschen, leichte Lederschuhe oder eisenbeschlagene Bergschuhe.

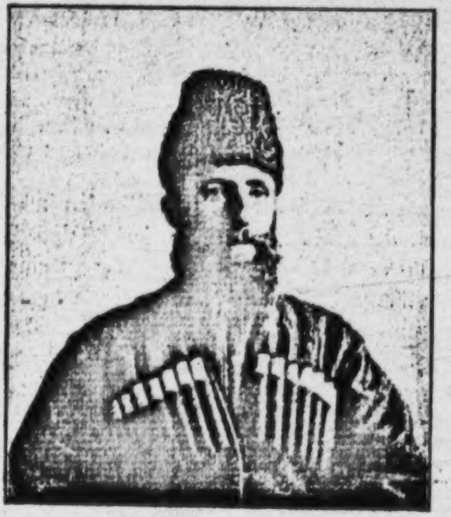


Abb. 505. Bergjude
(Phot. E. N. Adler)

Die Tracht der Frauen besteht aus Hemd, weiten Hosen aus Seiden- oder Baumwollstoff, mit Goldborten benähtem Atlasrock, der im Winter wattiert ist, sackförmiger, beiderseits offener Mütze (vgl. S. 873), wollenen Strümpfen, spitzen Schuhen aus rotem oder gelbem Leder. – Von Schmucksachen haben sie große Ohrringe mit durchbrochenen Kügelchen (vgl. Abb. 472, 4) und zahlreiche Fingerringe, die Mädchen auch noch Brustgehänge aus Münzen, Korallen, Bernstein, Bergkristall u. a. Haar und Nägel färben sie mit dem im ganzen Morgenlande gebräuchlichen Chna oder Henna (s. Bd. II, 1, S. 353) braun, und zur Pflege der Zähne kauen sie wohlriechendes Harz (sikis).

Die Wohnhäuser sind wie die lesghischen an Hängen z. T. in die Erde gegraben, aus Steinen gebaut, mit Lehm verputzt und innen und an der Vorderseite geweißt. Das flache Dach besteht aus Balken und einer Deckschicht von Rohr, Stroh und Lehm und ruht auf einem Querbalken, der von einer beschnitzten Säule gestützt wird; vorn ragt es 2 m vor und bildet eine Vorlaube.

Die Häuser enthalten gewöhnlich ein Frauen-, ein Männer- und ein Gastgemach. Die letzteren sind mit Teppichen ausgelegt, an den Wänden hängen Waffen, und auf den Wandbrettern stehen Ziergefäße. Im Frauenraum befinden sich an der einen Wand neben der Tür und dem Fenster der Kochherd, an der Nebenwand hinter einem Vorhang auf Bortbrettern allerlei Geschirr, gegenüber bis 2 m hohe Tongefäße für Wein, Mehl, getrocknete Früchte, Säcke mit Getreide, Mistfladen und Brennholz, an der vierten Wand auf Brettern, die auf Steinen liegen, das Bettzeug und darunter Behälter für Milch, Butter, Käse.

Die Bergjuden beschäftigen sich vorwiegend mit Landbau (Weizen, Gerste, Reis, Tabak, Gemüse, Obst, Wein); früher, vor der Einführung der künstlichen Farben erzielten sie auch erheblichen Gewinn aus dem Anbau von Krapp. Der Bestand an Vieh ist gering, es werden meist nur Büffel wegen ihrer fetten Milch und Esel wegen ihrer Leistungsfähigkeit gehalten. Die in den Städten Wohnenden sind Händler, Hausierer u. dgl.

Die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau ist die übliche: der Mann verrichtet die schwereren Land- und Hausarbeiten, während der Frau die Besorgung der Hauswirtschaft, des Viehes und die leichteren Feldarbeiten obliegen. Bei manchen Verrichtungen leisten die Nachbarn und die jungen Leute des Dorfes Hilfe, so beim Bau eines Hauses, beim Trocknen und Einsalzen des Fleisches, das in Stücken oder als Würste unter der Decke des Frauenraumes zum Wintervorrat aufgehängt wird.

Weitgehende Gastfreundschaft ist ihnen Ehrenpflicht. Wenn ein Gast kommt, läßt man alle Arbeit ruhen, ruft angesehene Männer aus dem Dorfe herbei und bewirtet alle reichlich mit Speise und Trank, wobei auch mit Harmonika und Handtrommel (tepa, ein auf einer Seite mit Haut bespannter Holzzylinder) aufgespielt wird. Als Vorspeisen werden in den Kreis der hockenden Gäste Brotfladen, Salz, Zwiebeln, Lauch u. ä. gestellt, und darauf nach der Handwaschung die Hauptgerichte: Fleischspeisen, meist am Spieß gebraten (šašlyk, chinkal, durma, s. S. 783 und 806), Reis mit Fleisch (plow, oš), Grützbrei usw. Das Fleisch zerreißt der Hausherr mit den Händen und legt es den Gästen vor. Feste Speisen ißt man mit den Fingern oder mit einem Eßstäbchen, flüssige mit dem Löffel.

Die Männer pflegen in anderen Dörfern einen Glaubensgenossen oder einen Mohammedaner als Gastfreund zu haben, wo sie Unterkunft finden, und oft wird er ihr Blutsfreund (kurdaš): sie küssen sich, tauschen die Waffen und geloben einander, sich in jeder Not beizustehen.

Auch die Blutrache gilt ihnen noch als Gesetz.

Wenn aber binnen dreier Tage die Sippe des Ermordeten sich nicht an einem Mitgliede der Sippe des Mörders rächen kann, versuchen die Dorfältesten beide zu versöhnen und das Wergeld (hundert bis sechshundert Rubel) zu bestimmen. Willigen die Angehörigen des Erschlagenen ein, dann bitten die Mitglieder der feindlichen Sippe sie in ihrem Hause fußfällig um Vergebung, und jene nehmen sie durch einen Kuß als Blutsverwandte an. Der Mörder aber wird auf ein bis eineinhalb Jahre in ein entferntes Dorf verbannt und danach ebenfalls als Blutsverwandter anerkannt.

Ehebündnisse werden von den Vätern verabredet, und der Bräutigam muß für das erwählte Mädchen, das gewöhnlich dreizehn bis vierzehn Jahre alt ist, einen ziemlich hohen Preis (mindestens hundertfünfzig Rubel), sowie die Kosten ihres Hochzeitsgewandes und der Festlichkeiten bezahlen.

Die Hochzeit dauert gewöhnlich vom Sonntag bis Mittwochabend und findet meistens im Winter statt, weil zu der Zeit noch genügend Wein vorhanden ist, um bei den zahlreichen Umtrunken während der Festtage auszureichen. Am Sonntagabend wird ein Schmaus gegeben, zu dem aus jedem Haus ein Bursche und ein Mädchen eingeladen werden, die das Gefolge des Brautpaares bilden. Am Montag wählen die Burschen unter sich die Brautführer, einen „Schach“ und einen „Wesir“ und belustigen sich, wie auch am nächsten Tage, mit Tanzen, Spielen, Musizieren, Trinken. Am Dienstag werden die Brautgeschenke überreicht, die der Rabbiner aufschreibt, und im Hause des Bräutigams bewirtet man die Frauen des Dorfes. Am selben Abend wird die Braut von ihren Freundinnen ins Bad geführt und ihr der Hochzeitsschmuck angelegt. Der Bräutigam wird am Mittwochmittag ins Bad geleitet, und danach begibt er sich zu den Eltern der Braut, denen er Hände und Füße küßt, und die ihm nun ihre Tochter übergeben. Das Brautpaar zieht mit ihrem Gefolge von da zur Synagoge, in dessen Hof die Braut von einem Verwandten auf den Armen getragen wird. Hier wird die Trauung unter einem Baldachin vom Rabbiner vorgenommen, der, nachdem der Bräutigam der Braut den Ring an den Finger gesteckt und ihr eine Silbermünze in die Hand gedrückt hat, den Ehevertrag vorliest, Gebete spricht und Wein zu trinken gibt aus einem Glas, das er dann auf einem Steine unter dem Baldachin zerschmettert. Auf dem Heimweg überschüttet man das junge Paar mit Mehl und Weizen- und Gerstenkörnern (Fruchtbarkeitszauber), und vor dem Abendschmaus, an dem das ganze Dorf teilnimmt, überreichen die Gäste Geldspenden, die ausgerufen und aufgezeichnet werden. Nach Mitternacht zieht sich das junge Paar ins Brautgemach zurück, dessen Tür von einem Freunde bewacht wird. Nach drei Stunden erscheint der junge Ehemann wieder, und die Frauen begeben sich zu der Neuvermählten, während die Burschen des Gefolges Schüsse abfeuern. Die junge Frau bietet jedem Mädchen ein Glas Wein, das diese mit einem Geldstück zusammen zurückgibt. Die Burschen werden mit Tüchern u. dgl. von der Brautmutter beschenkt, welche bei der Neuvermählten mit deren Schwestern neun Tage verweilt, um sie zu trösten und zu beraten. Am zehnten Tage findet noch ein Familienschmaus statt, und dann werden die jungen Eheleute „freigegeben", um ihr Eheleben zu beginnen. Die junge Frau darf drei bis vier Monate lang den Schleier, mit dem sie vor der Trauung verhüllt wurde, nicht ablegen und das Haus nicht verlassen.

Wenn die Frau zänkisch ist oder zu früh altert, darf sich der Mann eine zweite nehmen. Stirbt der Mann, so muß dessen jüngerer Bruder die Witwe heiraten.

Bei der Geburt steht oder kniet die Frau und hält sich an einem von der Decke herabhängenden Stricke fest; dabei ist immer eine Hebamme zugegen, und die Frauen des Dorfes bringen dieser allerlei Lebensmittel. Ist das Neugeborene ein Knabe, so wird das Ereignis mit einem Schmause gefeiert; ist es ein Mädchen, kümmert sich niemand um Mutter und Kind. Nach acht Tagen wird der Knabe in der Synagoge vom Rabbiner oder vom Schlachter beschnitten; der auf dem „Sessel des Propheten Elias" sitzende Pate hält dabei das Kind, während der Vater betet und ihm einen Namen gibt: seinen eigenen oder den eines Verwandten. Mädchen werden nach einem starken Tier oder nach einem Edelmetall benannt. Die Wöchnerin hütet neun bis zehn Tage das Bett und nimmt nach vierzig Tagen ein Bad, wenn sie einen Knaben, nach sechzig Tagen, wenn sie ein Mädchen geboren hat.

Wenn jemand stirbt, lassen alle Dorfinsassen ihre Arbeit im Stich und eilen zum Sterbehaus. Die Frauen kommen zum Zeichen der Trauer in ein weißes Tuch gehüllt und in gelben Pantoffeln, stimmen das Klagegeheul an, zerkratzen sich mit den Nägeln und raufen sich das Haar. Die Leiche wird gewaschen und mit Hemd, Hosen, Strümpfen, Mütze, Handschuhen bekleidet, über die noch der Gebetsmantel (sysit), das Totenhemd und ein Gürtel — alle aus weißem Leinen — angelegt werden. Dann trägt man sie zum Friedhof und setzt sie ohne Sarg, den Kopf nach Osten gerichtet, im Grabe bei, das mit Brettern und Erde zugedeckt wird. Auf ihm errichtet man einen Denkstein, auf dem der Sterbetag, die Tugenden des Verstorbenen und einige Sprüche aus den Propheten aufgeschrieben sind. Die Angehörigen bleiben während der Trauerwoche (ovil) im Hause, wo die Männer abends und morgens Abschnitte aus den heiligen Schriften lesen, während die Frauen weiter um den Toten klagen und schreien, und am siebenten Tage veranstaltet man den Leichenschmaus (chairat). Die Trauer dauert ein Jahr, und während dieser Zeit dürfen die Angehörigen weder baden, noch an Vergnügungen teilnehmen. Jeden Montag und Freitag klagen sie gemeinsam, und elf Monate lang sprechen die Eltern oder die Kinder des Verstorbenen in der Synagoge das Gebet für die Ruhe seiner Seele (kadiš); dann wird der Grabstein gesetzt, und jedes Jahr begeht man am Sterbetage eine Gedächtnisfeier.

Der Tod wird nach der Meinung der Bergjuden durch den Todesengel verursacht, der den Sterbenden mit dem Schwerte schlägt oder ihm von dessen Spitze drei Tropfen Gift in den Mund träufelt. Die Seele flattert über dem toten Körper und wird, wenn man diesen aus dem Hause trägt, von bösen Geistern bedroht, die man durch hochgeworfene Silbermünzen zu besänftigen sucht. Dann fliegt die Seele in den Himmel und wird nach sieben Tagen, während deren sie noch auf die Erde zurückkehren darf, von Gott gerichtet. Die Vorstellungen von diesem Gericht entsprechen im großen und ganzen der Schilderung der Bibel. Sünder kommen in die Hölle oder werden zu tausendjähriger Wanderung verdammt, in deren Verlauf die Seele in die verschiedensten Tierleiber eingeht und Qualen erduldet, bis auch sie die Hölle aufnimmt, wo sie ähnlich, wie es Dante schildert, gefoltert und so von Sünden gereinigt wird, und dann sich zu den guten Seelen im Paradies gesellen darf. Die Hölle, die sich unter der Erde befindet, ist mit dem Paradies über dem siebenten Himmel durch einen glühenden Draht verbunden, von dem die Seele abstürzt, wenn sie noch mit Sünde beladen ist; erst, wenn sie völlig gereinigt ist, gelingt ihr der Übergang.

Die Bethäuser sind große Säle mit Fenstern in drei Wänden; an der fensterlosen Westwand steht ein Schrank, die „Lade des Gesetzes“, in dem die Rollen der heiligen Schriften und die silbernen, glöckchenbehängten Aufsätze für diese liegen, und ein Altartisch, an dem der Rabbiner beim Gottesdienst hebräische Gebete liest, in der Mitte des Saales ein Pult, wo er Montags, Donnerstags und Sonnabends predigt. Beim Gebete kehren sich die Bergjuden nach Westen. Frauen dürfen die Synagoge selbst nicht betreten, höchstens die Vorhalle, und ihre religiösen Verpflichtungen beschränken sich fast nur auf drei: am Freitagabend zwei kleine Wachskerzen aufzustellen, beim Brotbacken ein Stückchen Teig ins Feuer zu werfen und dabei ein Gebet zu sprechen, im Laufe von zwei Wochen nach der monatlichen Reinigung ein Bad zu nehmen.

Neben Jehova und der auf Bibel, Talmud und Mischna sich gründenden Religion glauben sie an das Walten von Naturgöttern und Geistern, das dem Menschen weit fühlbarer wird als der unfaßbare „einzige Gott“. Diese Gottheiten ähneln denen anderer kaukasischer Stämme, und das zeugt außer anderen Hinweisen dafür, daß die Bergjuden stark mit einheimischen Kaukasiern gemischt sind, wenn diese nicht gar ihre Grundschicht bilden; jedenfalls stehen sie in dieser Hinsicht in starkem Gegensatz zu den Lesghiern, wo der viel später eingeführte Islam alteinheimischen Glauben und Kult fast spurlos verdrängt zu haben scheint. Die Götter und Geister sind unsichtbar, einige jedoch können Tier- oder Menschengestalt annehmen, wie z. B. Ileh-Novi (= Elias), der Gott des Reichtums, der als armer Wandersmann oder als langbärtiger, weißer Geist erscheint, Num-Negir (= dessen Name nicht genannt werden darf), der als weißer Marder sich zeigende Gott der Fruchtbarkeit und Beschützer der Reisenden. Die Wassergöttin Ser-ovi oder „Wassermutter“ Ledej-Ov (vgl. S. 770), wacht als weiße Jungfrau an Gewässern, damit die Menschen sie nicht verschmutzen; sie sucht junge Männer an sich zu locken, um sie zu ertränken, quält unbehütete Wöchnerinnen und reißt ihnen die Eingeweide heraus; sie fürchtet sich aber vor Eisen, deshalb tragen die Bergjuden Fingerringe aus Stahl. Schehadu, der Böse, haust mit seinen zahlreichen dienstbaren Geistern und deren Weibern und Kindern in der Erde; diese sind menschenähnlich, haben aber Hörner und Schwänze wie die Teufel, breite Füße und Hände mit sechs klauenbewehrten Fingern, schiefes Maul und krumme Backenzähne. Schehadu schickt sie aus, um irdische Frauen zu rauben, um die Menschen irrsinnig, besessen (šehaduni) zu machen, um die zu würgen, die heißes Wasser auf die Erde schütten. Unsichtbare Gottheiten sind Semirej, Idor, Gudur-boi und Kesen-boi. Zu Semirej, den Gott des Regens und Gewitters, betet man auf dem Friedhof bei Dürre, und wenn es regnet, wenden die Kinder ihre Kittel und Mützen um und singen, Reigen tanzend, ein Bittlied um mehr Regen. Idor, den Gott der Pflanzenwelt, bittet man in der „Nacht des Idor“ (Šev-Idor) zu Anfang des Frühlings um Erntesegen und verzehrt beim Abendschmaus getrocknete oder gesalzene Früchte. Die Götter des Herbstes und des Winters, Gudur-boi und Kesen-boi, genießen keine Verehrung mehr; ihre Namen werden nur noch von jungen Burschen bei Umzügen in den Nächten zwischen dem Neu- und Vollmond des Novembers im Liede genannt. Der Ahnenverehrung entsprossen ist der Hausgeist Oschdeho-mar, der, ähnlich dem großrussischen, als siebenköpfige Schlange unter dem Fußboden des Hauses wohnt, selbst unsichtbar ist, aber seine Söhne sehen läßt; er ist der Hüter des Wohlergehens der Familie, und man spendet ihm Honig.

Die Hauptfeste des Bergjuden sind Ostern und Purim, das

Fest des Mardochai und der Esther, die sie Nissonu und Homonu nennen. Für diese Tage nähen die Frauen neue Kleider, säubern und weißen das Haus, bereiten Nußspeise, und nach dem Besuch des Bethauses seitens der Männer vergnügt man sich an diesen Festtagen mit Essen, Trinken, gegenseitigen Besuchen, Eierspenden, Tanzen. Beim Feste Kuschtschi verbringen die Männer die Nacht zum siebenten Tage, Arawo genannt, im Bethaus mit dem Lesen der Psalmen Davids, während die jungen Mädchen zu Hause das Schicksal befragen, da in dieser Nacht Gott das Geschick eines jeden im kommenden Jahr bestimmt. An einem Tage im Frühjahr errichten die jungen Leute vor den Häusern Scheiterhaufen, und die Burschen springen abends durch das Feuer; man glaubt, daß Christus in dieser Nacht auf die Erde niedersteige, um die Juden mit allem möglichen Unheil zu schlagen, daß er aber die Häuser verschone, vor denen ein Feuer brennt.

Trotz des vielen Nichtjüdischen, das in ihrem religiösen Leben zutage tritt, sind sie eifervolle Bekenner des jüdischen Glaubens und beschäftigen sich eingehend mit dem Talmud. Europäische Schulbildung halten sie deshalb für unnütz und schädlich, und es bestehen bei ihnen nur einige Schulen zur Ausbildung von Rabbinern und Schächtern.

Bei **Krankheiten**, welche böse Geister verursachen sollen, wenden sie sich an Zauberer (chakum) um Hilfe.

Um festzustellen, ob ein „böser Wunsch" eine Krankheit bewirkt hat, wirft man Mehl an die Wand, und wenn es daran haftet, hält man diese Annahme für richtig. Den Menschen, der Böses gewünscht hat, erkennt man, wenn man Brotkügelchen unter Nennung von Namen ins Feuer wirft; wenn dabei eines wieder herausspringt, zeigt es damit den Namen des Übeltäters an. Von diesem verlangt man dann Speichel, um Gesicht und Schultern des Kranken damit einzureiben, und das herausgesprungene Kügelchen gibt man dem Kranken zerrieben mit Wasser ein.

Wenn Kinder Krämpfe haben, glaubt man, daß Num-negir es würge, weil er seinen Eltern zürne, und zieht eine Zauberin zu Rate; das Kind wird durch einen Dreifuß gezogen, aus dem Fenster oder der Tür gehalten, in eine Kiste gesperrt, um es von dem Zugriffe des Gottes zu befreien. Zur Abwehr von Krankheiten hängt man sich Amulette (hejkel), dreieckige Täschchen aus Tuch oder Leder, in die mit Fäden umwickelte Gräser und Steine gesteckt werden, um den Hals oder näht sie unter der Achsel oder auf den Rücken in den Überrock. Als Heilmittel gelten verschiedene Kräuter, Öle, Salze, Schaffleisch, Fleisch von Fledermäusen, Igeln, Ratten, das Blut schwarzer und weißer Vögel u. a.

6. Türkische Völker

Von den in Kaukasien vertretenen türkisch-tatarischen Völkern, die nicht mit Kaukasiern innig verschmolzen sind, gehören die Aserbaidschaner Tataren in den persischen Kulturbereich (s. Bd. II, 1, S. 396 ff.), die Tarakamá, die Karapapachen und die Türken bei Batum und Kars in den osmanisch-kurdischen (s. Bd. II, 1, S. 385 ff. u. S. 400 ff.). Die Truchmenen und die mongolischen Kalmyken in den nördlichen Steppen haben die Eigenart ihrer Stammesgenossen jenseits des Kaspischen Meeres (s. Bd. II, 1, S. 342 ff.) und im Altai (s. Bd. II, 1, S. 364 f.) im wesentlichen bewahrt.

a) Die Bergtataren

In einem ähnlichen Verhältnis wie die Bergjuden stehen die Karatschaier und die Berg-Kabardiner oder Taulu zu den Altkaukasiern. Die **Karatschaier** wohnen westlich des Elbrus (Mingi-tau) an den Quellbächen des Kuban, die den Utschkulan (= drei Gurte) umschließen, bis zur Teberda. Sie haben als Nachbarn im Osten Kabardiner und Taulu, im Süden Swanen, im Norden Russen und Abchasen; im Westen und Südwesten ist unbewohntes Hochgebirge. Ihren Namen scheinen sie von einem Bach (karačai = Schwarzbach), nicht von einem Stammvater Karatscha erhalten zu haben. Die Tscherkessen nennen sie Karšaga-Kuš'a, die Georgier Karatšioli, die nördlichen Tataren Kara-Tšerkes (ebenso die Georgier im Mittelalter: Kara-Džik'i, ihr Land Kara-Džachet'i), das heißt: Untertanen der Tscherkessen.

Nach der Überlieferung sind sie vor etwa vier Jahrhunderten aus der Krim eingewandert, wahrscheinlich aber sind sie Nachkommen von Tataren, die aus dem Kubangebiet von den Tscherkessen vertrieben worden waren und sich in dieses ausgesprochene Rückzugsgebiet geflüchtet hatten; hier haben sie sich mit Flüchtlingen aus Swanien, Mingrelien, Abchasien und mit Tscherkessen gemischt. Sie waren den Kabardinern tributpflichtig, ehe sie in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter die Herrschaft der Russen kamen.

Von den Kabardinern waren auch ihre östlichen Nachbarn, die **Taulu**, abhängig. Sie stammen wohl von den Tataren ab, die im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in den Steppen an der Kuma hausten und nach der um 1408 erfolgten Zerstörung ihrer großen Stadt Madshar (die aber nichts mit den Ungarn, den Madjaren, zu tun hat) am linken Ufer der Kuma, die reich an

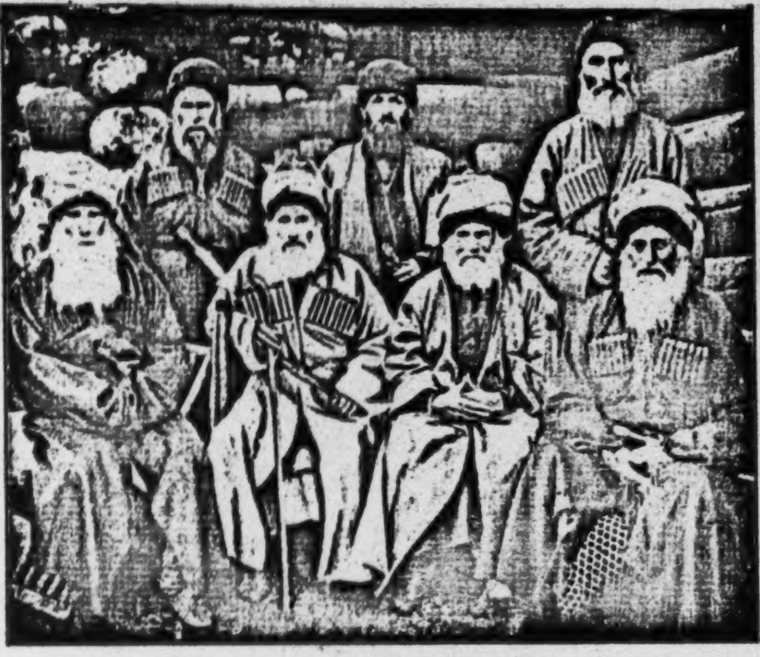


Abb. 506. Karatschaier aus Kart-Dshurt am oberen Kuban (Nach Graf J. Zichy)

stattlichen Bauwerken war (daher auch Kyrk-madžar = vierzig Gebäude genannt), und in der der mächtige Chan Mamai († 1380) seinen Sitz hatte, in die Bergtäler zurückgedrängt wurden. Die Taulu (= Gebirgler) werden gewöhnlich als Bergtataren oder Bergkabardiner bezeichnet; die Tscherkessen nennen sie nach den einzelnen Stämmen Tšegem-Kuš'a, Balkar-Kuš'a usw.; letztere heißen bei den Georgiern Bassiani.

Die Karatschaier werden wegen ihrer feinen Gesichtszüge und ihrer weißen Haut gerühmt, jedenfalls tritt wenig Mongolisches in ihren Gesichtern hervor, die vielmehr die Merkmale der Südkaukasier zeigen (Abb. 506 u. 507). Sie haben wie die Taulu schwarze Augen und Haare und sind mittelgroß; bei diesen soll die Hautfarbe dunkel, der Bartwuchs spärlicher sein. Die Frauen sind untersetzt, kräftig gebaut, weniger hübsch als ihre kabardinischen Nachbarinnen.

Die Tracht der Männer ist die tscherkessische, und die der Frauen der kabardinischen ähnlich: weite Hosen, rotes, beiderseits bis zu den Hüften aufgeschlitztes Hemd, silberner Gürtel, Leibchen und ein oder zwei Überkleider (bešmet) mit engen oder weiten Unterärmeln, mit Silberborten, -knöpfen u. a. verziert. Den Kopf bedecken die Mädchen mit der kabardinischen Mütze (s. Abb. 446), die Frauen wickeln ein buntes Tuch mehrfach darum und lassen die Enden beiderseits herabhängen oder legen noch einen kurzen weißen Schleier darüber.

Ihre Waffen sind die üblichen; früher hatten sie außerdem Schilde (kalkan) und zwei Arten Spieße (sungó, mudžurá).

Die Häuser (s. Abb. 508—512) werden aus Balken gebaut, bei den Balkaren aus Granit und Schiefer, und haben gewöhnlich eine kleine offene Vorlaube. Das Dach ist bei den Taulu wie bei den Lesghiern flach, aus Balken, Zweigen und Lehm hergestellt; die Karatschaier haben mit Stroh gedeckte Giebeldächer, deren drei Längsbalken von einem bogenförmigen Querbalken gestützt werden. Die Häuser umfassen gewöhnlich nur einen Raum mit kleinen Fensterluken und niedriger Tür; der Herd mit Schornstein und Kesselhaken befindet sich an einer der lehmverstrichenen Wände, die mit Kleidern, Waffen, Gehörnen, Filzteppichen mit aufgenähten Verzierungen u. a. behängt sind. Neben dem Hause ragt zuweilen ein Wehrturm empor.

Wirtschaftliches. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Zucht von schwarzen Fettschwanzschafen, Ziegen, Pferden, Maultieren, Eseln, früher auch von Schweinen; Rinder haben sie weniger.

Das Vieh lassen sie im Winter im kabardinischen Unterland, im Sommer auf den Almen weiden, wo sich die Hirten Nothütten aufstellen: drei oder vier Stangen und darüber ein Stück Filz (koš). Die Felder sind sorgfältig eingezäunt und bewässert, aber der Ertrag ist gering, da nur geringe Flächen schlechten Ackerlandes vorhanden sind, auf denen Gerste, Hirse, Weizen, Mais, Bohnen, Kartoffeln gebaut werden.

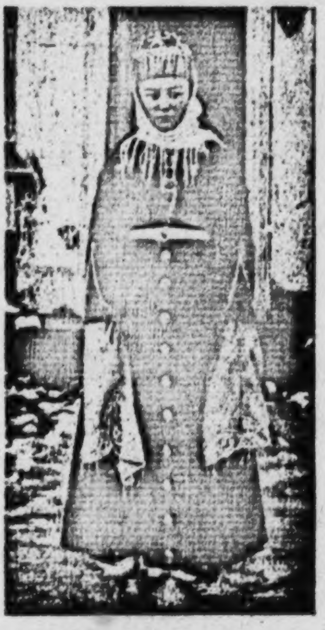


Abb. 507. Karatschaierin
(Phot. E. W. Pässenmayer)

Erzeugnisse ihres Hauswerkes sind: Tuche (šal), Filzteppiche (kiis), Wettermäntel (jamatšé), Regenkapuzen (bašlyk), Sättel und Schuhe aus Wildziegenleder, Teppiche aus Ziegenhaar. Diese Erzeugnisse sowie Tabak, Felle von Bären, Wölfen, Mardern, Füchsen, Wildkatzen, Bezoarziegen u. a. bringen sie nach Suchum, Batalpaschinsk oder nach der Ratscha und nach Oni in Imerien und holen sich dafür Stoffe, Kupfergeschirr, Steinsalz u. a., alles auf Pferden oder, soweit Wege vorhanden, auf kleinen zweiräderigen Wagen mit Filzdach. Als Nebenerwerb treiben sie Holzflößerei.

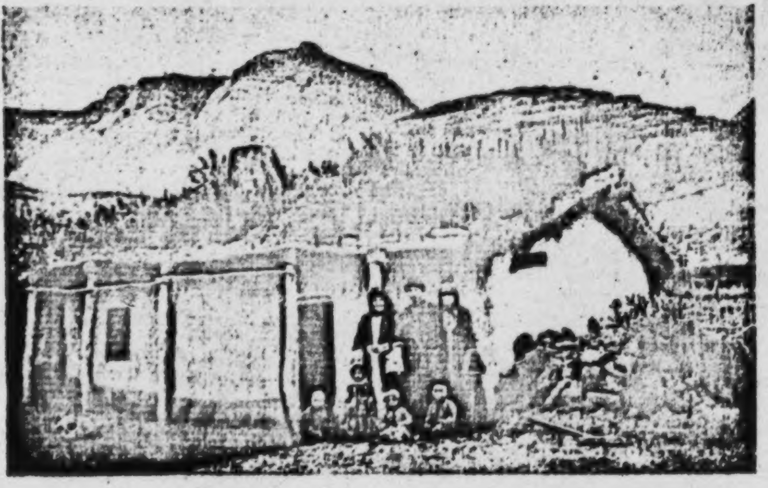


Abb. 506. Wohnhaus, Karatschaier

Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Brot, Milch, Käse (bišlik), Butter, Schaf- und Pferdefleisch. Beliebte Speisen sind: Schaffleisch, gekocht oder in Stücke geschnitten und an Stäbchen über dem Feuer geröstet (šišlik), oder mit saurer Milch, Knoblauch und Gewürzkräutern zubereitet (šurpá), Kopf und Gehirn vom Schaf, Hammel am Spieß gebraten, Kornelkirschen mit Honig eingemacht. Getränke: Kefir, Bier aus Gerste (ara) und aus Hirse (boza), Branntwein aus Gerste und Weizen, Limonade aus Beberitzen.

Gesellschaft. Die Karatschaier gliedern sich wie die Tscherkessen in drei Stände: Fürsten (bi), Edelleute (özden), Bauern (asat), abgesehen von den zahlreichen Geistlichen (mullah) und den früheren

Sklaven. Wenn Fürsten von Sklavinnen oder Mägden Söhne hatten, übergaben sie diese einem Pflegevater zur Erziehung (vgl. S. 763 f.), und nach ihrem Tode waren sie mit ihren ehelichen Brüdern gleichberechtigt.

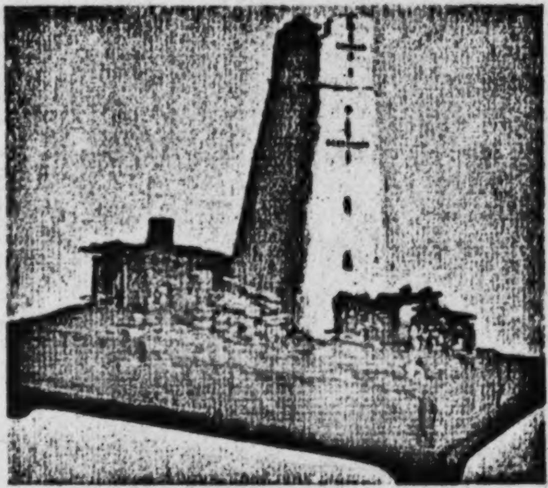


Abb. 509. Balkarisches Haus mit Wehrturm von berggeorgischer Bauart. Tscherek-Tal (Modell im Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Die Ehen der Karatschaier, welche gewöhnlich nur eine Frau nehmen, werden vor dem Geistlichen geschlossen und sind meist sehr kinderreich. Die Verlobung findet längere Zeit, bis zu einem Jahre, vor der Hochzeit statt, und während dieser Zeit darf der Bräutigam die Braut nicht sehen, auch nicht mit deren Eltern sprechen. Nach einigen Monaten ehelichen Zusammenlebens kehrt die junge Frau oft auf ein bis zwei Jahre zu ihren Eltern zurück, wo sie der Mann besucht, und so lange darf sie sich vor ihren männlichen Verwandten nicht unverschleiert zeigen. Brautraub kommt im Einverständnis

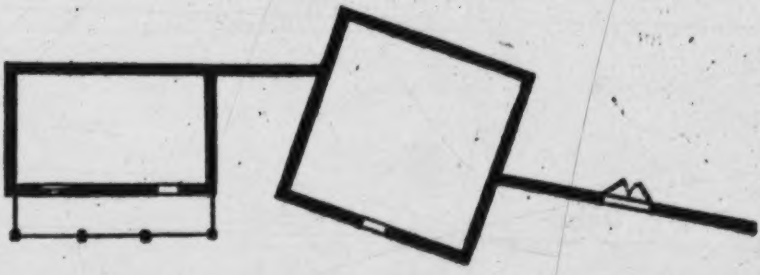
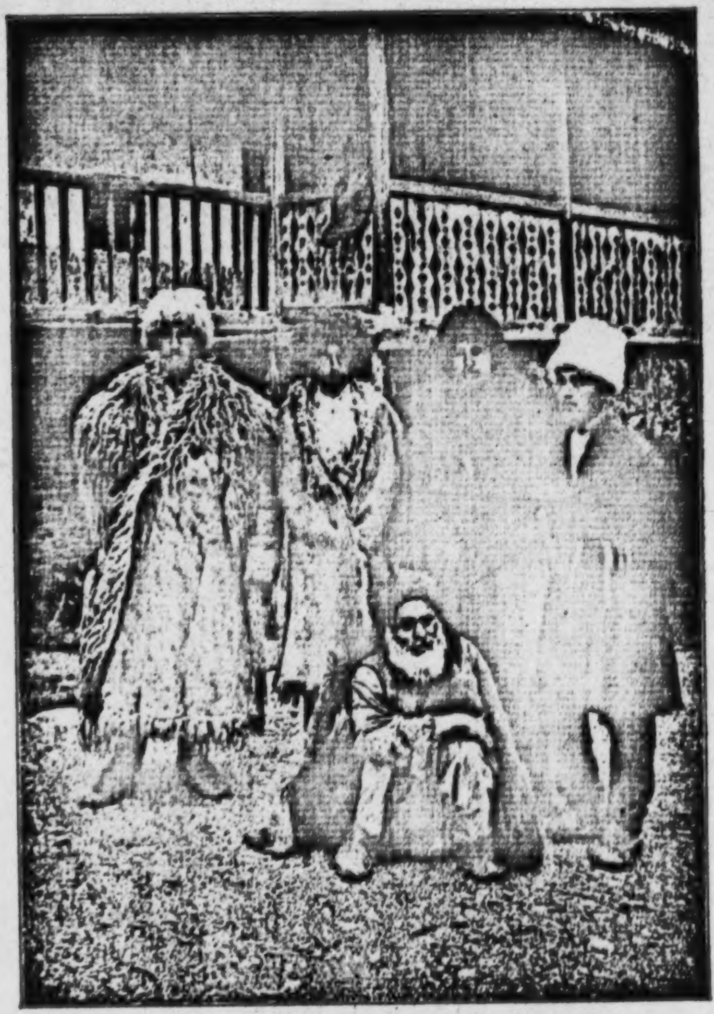


Abb. 510. Grundriß zu Abb. 509: links Wohnhaus mit Vordach, rechts Hofmauer mit Tor, in der Mitte der Wehrturm (Nach Graf J. Zichy)



Tafel XXX *Andi aus Etscheditl am Oberlauf des Andischen Koißu*

(Nach M. v. Déchy)

[facing p. 840]

mit den Mädchen oder deren Eltern noch vor, danach muß trotzdem das Brautgeld erlegt werden.

Die **Erziehung** der Knaben ist streng. Wenn einer dauernd ungehorsam ist, wird er öffentlich vor der Moschee (mesdžöt) vermahnt und, bleibt er unverbesserlich, aus dem Dorf gejagt.

Leichenbegängnisse finden auch bei den Karatschaiern unter dem Klagegeschrei der Frauen statt, während die Männer sich die Stirn mit der Knute (s. Abb. 451) schlagen und mit dem Messer in die Ohrläppchen stechen. Die Friedhöfe sind mit Steinmauern umgeben. An der Teberda errichtet man auf den Gräbern ein Viereck aus acht bis zwölf dicken Balken, an anderen Orten Steinkisten oder spitzbogige Giebelhäuschen (vgl. Abb. 474).

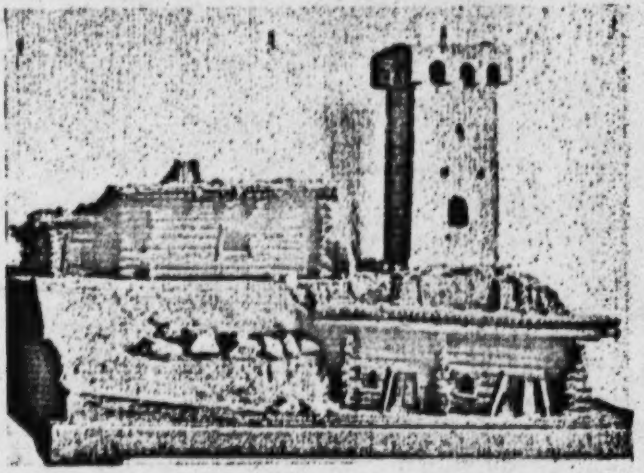
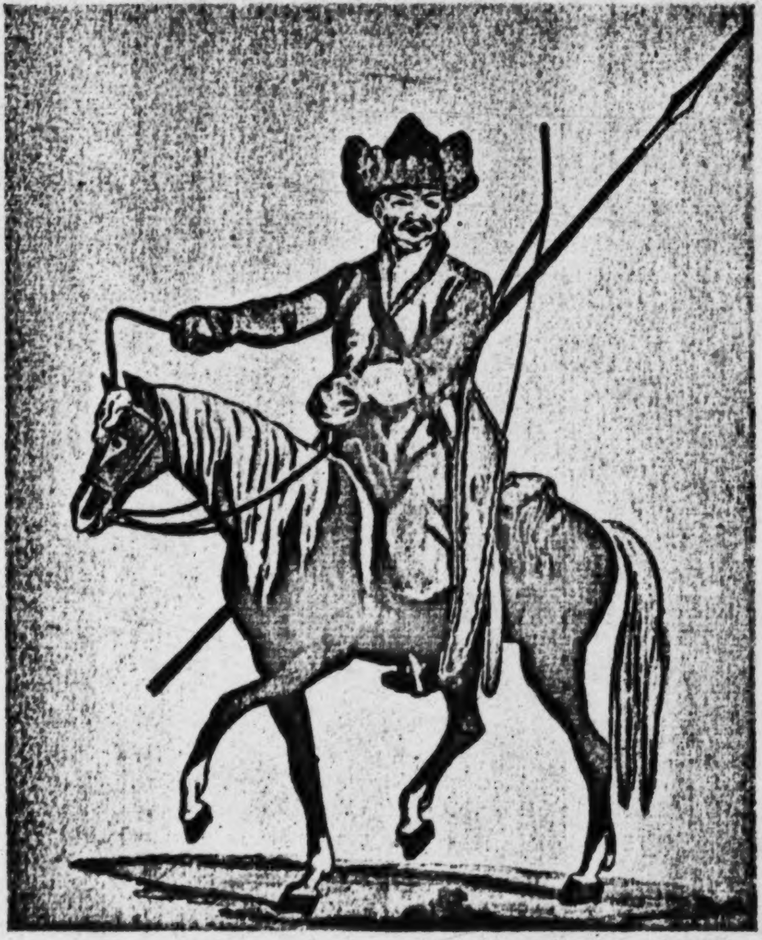


Abb. 511. Taulugehöft im Tschegemtal, Turm nach Swanenart
(Modell im Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Der Islam wurde erst 1782 von dem Kabardiner Isaak unter den Karatschaiern verbreitet; sie sind nun eifrige Sunniten, halten die Fasten und essen kein Schweinefleisch mehr. Die Mullah unterrichten die Knaben, bis sie fähig sind, aus dem Koran in der Moschee vorzulesen (tochtá). Die Balkaren sollen weder Geistliche noch Moscheen haben.

Trotz des Islams verehren sie als höchsten Gott den alttürkischen Tägri und neben ihm als Gott der Berge den heiligen Elias (nebi



Tafel XXXI *Baschkirischer Krieger*

(Farbige Lithographie, Leipzig 1813, im Stadtgeschichtlichen Museum, Leipzig)

[facing p. 841]

Ilija), dem zu Ehren sie tanzen und singen und Lämmer, Butter, Käse, Milch, Bier opfern (vgl. S. 816). Wie andere Kaukasier haben sie heilige Bäume und Quellen (vgl. S. 768) und wahrsagen mit Hilfe von Gerstenkörnern, Bohnen und Steinen, indem sie einundvierzig in bestimmter Anordnung in Häufchen legen, oder nach tatarischer Weise aus den Rissen von Schafschulterblättern (s. S. 771). Mit der Anfertigung von Amuletten und der Besprechung von Krankheiten befassen sich die Geistlichen (vgl. Bd. II, 1, S. 358). Christliche Reste sind in diesem Gebiete wenige anzutreffen, nur einige Kirchen, darunter eine 6 m lange bei Tschegem, bei der schwangere Frauen ein Tier opfern, um eine leichte Niederkunft zu haben.

b) Die Kymyken

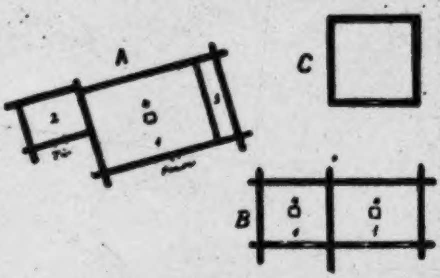


Abb. 512. Grundriß eines Gehöftes der Tauln im Tschegemtale: A und B Wohnhäuser: 1 Stuben; 2 Vorraum für Vieh; 3 Kammer für Vorräte; 4 Herdstellen mit hölzernem Rauchfang; C Wehrturm
(Nach Graf J. Zichy)

Die Kymyken oder Kumuken (vielleicht vom türkischen kym = beweglich) bewohnen das Küstenland zwischen dem Rubas-tschai und dem Terek, dessen südlicher Teil von Petrowsk und Tschir-jurt an von den Vorbergen Daghestans eingenommen wird, während der nördliche eine Salzwüste ist, die von den zahlreichen in die Flußgebiete des Sulak und des unteren Terek mit dem Aksai gehörigen schilfbewachsenen Wasserläufen, Seen und Sümpfen durchsetzt ist.

Die Kymyken sind wahrscheinlich die Nachkommen eines Teiles der Horde des Chans Mamai von Madschar (s. S. 836), die ihrerseits vermutlich aus den Resten der Chasaren in Verbindung mit anderen aus dem Osten vorgestoßenen Tatarenstämmen hervorgegangen ist. Die Entstehung des Chasarenreiches am Ende des sechsten oder Anfang des siebenten Jahrhunderts scheint mit der Festsetzung der schwarzen Bulgaren (Kara-Bolgar) im fünften und sechsten Jahrhundert am Kuban zusammenzuhängen. Nach der Vernichtung des Chasarenreiches 966 (s. S. 827) verschwanden die Völkerschaften, die es gebildet hatten, sicher nicht vollständig, sondern zogen sich in schwerer zugängliche Gegenden, wie sie die Steppen zwischen Wolga, Kuma und Terek bieten, zurück und wurden hier durch Teile der Horden verstärkt, welche bei der dritten und vierten türkischen Wanderung (Kumanen, Petschenegen, eigentliche

Tataren) im neunten und dreizehnten Jahrhundert — letztere mit Mongolen zusammen unter Dschingis-chan 1221 und unter Tamerlan 1395 — absplitterten und hier hängen blieben, wie die Bildung des Reiches von Madschar zeigt, zu dem im vierzehnten Jahrhundert auch ein Stück des östlichen Daghestans gehörte. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert dehnten die Herrscher der Kymyken (šambalá, später šamchall s. S. 774) ihr Reich nach Süden aus und machten Einfälle in das Gebiet der Georgier, welche deshalb die Russen um Hilfe baten; diese zerstörten den Sitz der Kymykenfürsten Tarku bei Petrowsk, und die Kymyken blieben seitdem von den Russen abhängig.

Ihre Mundart ist der der Nogaier nahe verwandt, was ebenso für die obigen Darlegungen spricht, wie ihre körperliche Beschaffenheit.

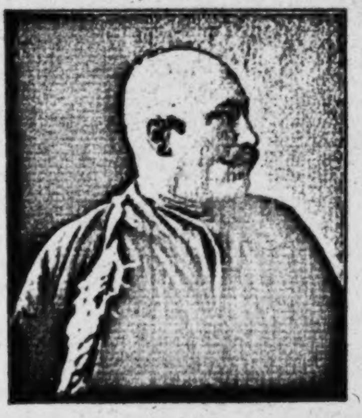


Abb. 513. Kymyke
(Nach Graf J. Zichy)

Die Körperlänge der Kymyken ist ziemlich bedeutend (1,70), bei den Frauen geringer (1,45 bis 1,60); die Arme sind lang, die Beine kurz. Der Schädel ist breit, die Stirn hoch und meist gerade, Mund und Ohren sind groß, die Lippen dick, die Nase ist breit und gerade, die Backenkochen stehen vor. Die Haare sind schwarz und schlicht, die Augen hellbraun, selten grau oder blau. Mongolische, flache Nasen kommen sehr selten vor, etwas häufiger schmale, zuweilen etwas gewölbte und auch mit Zipfel versehene wie bei den Gebirgsgeorgiern. Vorderasiatische Gesichter sind ebenfalls zu finden, selten arabische.

Die Kymyken sind gutmütig, friedfertig, fügsam, ernsthaft, arbeitsam; sie halten auf angemessenes, würdevolles Betragen und auf Sauberkeit. Sie sind keine Eiferer; sie verheiraten deshalb, obgleich sie schon seit dem dreizehnten Jahrhundert Sunniten sind, ihre Töchter auch an Schiiten.

Ihre **Kleidung** ist die gemeintatarische (vgl. Bd. II, 1, S. 387 u. a.). Das Haar flechten Mädchen in acht bis zehn, Frauen in einundzwanzig bis vierundzwanzig Zöpfchen (vgl. S. 883); wenige färben es nach persischer Sitte rot mit Chna (vgl. Bd. II, 1, S. 374), häufiger die Brauen mit Schwärze. Als Schmuck haben sie silberne Fingerringe und große silberne, schwarzoxydierte Ohrgehänge mit Kettchenbehang (vgl. S. 680, Abb. 472, Fig. 3 u. 4).

Die **Häuser** sind ebenfalls nach türkisch-tatarischer Art (vgl. Bd. II, 1, S. 388) gebaut und eingerichtet: unten Wirtschafträume, oben Männer- und Frauengemach, geweißt, mit je einem Fenster und einer Tür, davor die offene Veranda. Neben tatarisch-persischen

Geräten: niedrigen runden oder viereckigen Tischen (tepsi, vgl. Bd. II, 1, Abb. 233), verzierten Löffelschränken (täištachá), Kupferplatten (mešmail), Pilawschalen (zené, serpitä), Schöpflöffeln (täaltá), Wiegen u. a. haben auch russische Erzeugnisse Eingang gefunden, wie z. B. Samoware, Teegeschirr, Spiegel, eiserne Öfen.

Wirtschaftliches. Sie beschäftigen sich mit Fischfang, Vieh- und Bienenzucht, neuerdings auch viel mit Ackerbau, der künstliche Bewässerung erfordert. Sie besitzen vorwiegend Schaf- und Pferdeherden (tabún). Das Reitzeug besteht aus Trense und Bocksattel (artäák). Zum Fangen der wilden Pferde benutzen sie ein dünnes Seil (arkán), dessen eines Ende an einem Stock mit einer Schlaufe befestigt ist, durch die das Seil läuft und eine Schlinge bildet. Diese schleudert der berittene Fänger dem wilden Pferde über den Kopf und reißt es zu Boden; dann werden ihm die Füße überkreuz gebunden, der Sattel aufgelegt, und der Mann jagt auf dem wütend ausschlagenden und bockenden Tiere davon, bis es matt geworden ist und sich leiten läßt.

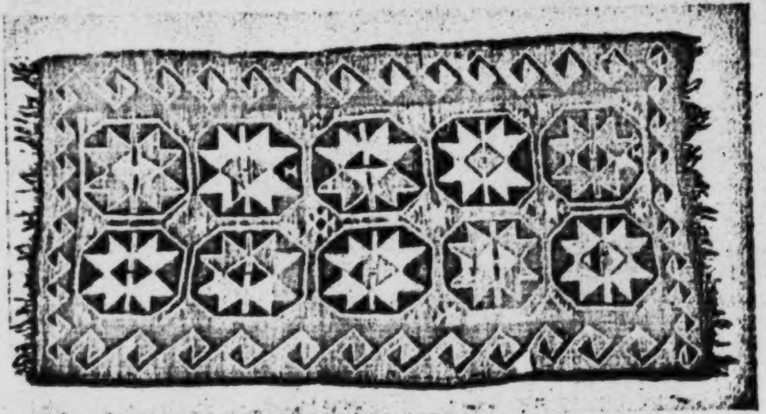


Abb. 514. Ziegenhaarteppich, Kymyken. Farben: orange, braun, violett, hell- und dunkelgrün, gelb, weiß

Ihre Erzeugnisse: Teppiche (s. Abb. 514), Schafwolle, Häute, Vieh, Salz, Fische u. a. verhandelten sie früher meist nach Persien, von wo sie dafür im Austausch Metallwaren, seidene und baumwollene Stoffe, Südfrüchte, Reis, Gewürze u. ä. bezogen und vielfach an ihre lesghischen Nachbarn weiter verhandelten. Der Ausgangspunkt dieses Handels war ihr Hauptort Tarku und dessen Hafen (jetzt Petrowsk), wohin auch die Lesghier ihre Erzeugnisse brachten. Auf dieses Volk übten die Kymyken durch ihren Handel, wie auch durch religiöse und politische Beziehungen großen Einfluß aus.

Die Kymyken besitzen die aristokratische Gesellschaftsordnung der Steppenvölker (vgl. Kirgisen, Bd. II, 1, S. 362 f.) mit Fürsten und Edlen als Führer und Herren der gemeinen Leute und der Sklaven, so wie vorher auch die Chasaren in schwarze und weiße geschieden waren.

Außer Tänzen, von denen der eine (vararíš) dem lesghischen gleicht, und der andere (bulká) von ärmeren, Gaben heischenden Männern oder Frauen getanzt wird, sind Singspiele bei ihnen beliebt, die von Burschen und Mädchen bei Hochzeiten und ähnlichen Gelegenheiten aufgeführt werden: Wettstreite zwischen Burschen und Mädchen in neckischen Versen (sarynd = Neckerei) oder der „Liebesstock" (süjdüm-taják), wobei sie sich gegenseitig mit einem Stabe auf die Schulter klopfen und abwechselnd Spott- und Liebeslieder singen.